

Sammlung
der besten deutschen
prosaïſchen Schriftſteller

und

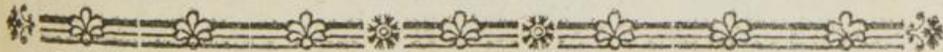
Dichter

Sechster Theil.



Gellerts Briefe.

Mit allerhöchst-gnädigst Kayserlichem Privilegio.



Carlsruhe,

bey Christian Gottlieb Schmieder.

■ 7 7 4.

Samstag
der besten Gesundheit

Profession des Christlichen

und

Christliche

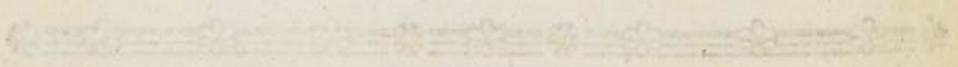
Lehre

von



Gelehrter

der



Verfasser

von Christian Gottlieb Schmieder

L. F. Gellerts

sämmtliche

Schriften.

Sechster Theil.



Mit allerhöchst-gnädigst Kayserlichem Privilegio.

Carlsruhe

bey Christian Gottlieb Schmieder

1774.

L. Z. Scherers

schillernd

Geistliche

Geistliche



1774

Carlstadt

bei Carlstadt

1774



CXIX.

Thuerster Kästner,

Sch umarme Sie mit einem Herzen voller Liebe und Hochachtung, und danke Ihnen für den heiteren Brief, mit dem Sie mich in Ihrem Prosectorat erfreut haben, und für den Commentarium über eine Stelle des Barro, mit dem Sie mich nicht bloß erfreut, sondern meisterlich unterrichtet haben. Zugleich empfehle ich Ihnen einen meiner zeitherigen Zuhörer, einen Dänen, mit Namen Schönheiter, der ein Jahr in Göttingen studiren wird, und der sowohl seines Fleißes, als seiner Geschicklichkeit und seines guten Charakters wegen Ihrer Gewogenheit und Fürsorge nicht unwerth ist. Außer der theologischen Litteratur, die sein Hauptwerk ist, liebt er auch die Mathematik und schönen Wissenschaften, und wird, wie ich sicher hoffe, Ihrer Akademie dadurch Ehre machen, daß er gründlich studiret.

Herr Wolfens ist heute nach Dresden gereiset, um dem Grafen von S. vorgestellt zu werden, der einen Hofmeister, und zwar einen mathe-

matischen Kopf, für seinen Sohn von fünfzehn Jahren sucht.

Ich liebe diesen Wolkens; und ich hoffe, der Graf, dem ich ihn nachdrücklich und gewissenhaft empfohlen, wird ihn wählen. Die Stelle wird für ihn von allen Seiten, oder doch von vielen, günstig seyn, wenn er sie erhält. Und hiermit leben Sie wohl, guter Kästner, und lieben Sie ohne Aufhören Ihren allen, frankten und redlichen Freund,

G.

Es wird noch ein Däne zu Ihnen kommen, der Mourier heißt, und Lieutenant unter der dänischen Miliz ist; auch ein sehr guter fleißiger junger Gelehrte, den ich Ihnen ebenfalls bestens empfehle, und der sich Ihnen selbst zu empfehlen wissen wird. Mich aber empfehlen Sie dem lieben Professor Zeyne, dem guten Herrn D. Miller und Professor Diezen ergebenst und freundschaftlich.

Leipzig,

den 13. April

1767.

Mein liebster Gellert,

Diese Ostern habe ich über fünfzig Antworten geschrieben, die ich zum Theil länger als ein Jahr schuldig war; und Ihren Brief beantwortete ich so bald, weil ich den Werth eines Briefes von Ihnen erkenne. Und doch werde ich Sie sogleich bitten, wenn Sie etwa Lust haben, bald wieder nach Göttingen zu schreiben, nicht an mich, sondern an jemand anders zu schreiben. Dieß hängt so zusammen: Ich steckte Ihren Brief zu mir, die Complimente auszurichten. Im Vorbeygehen: Einer Ihrer Freunde heißt darinne der Liebe, der andere der Gute, und der dritte? der ist der dritte schlechtweg. Hatten Sie denn kein Beywort für ihn? Ich wüßte wohl eins, darauf er stolz seyn könnte, weil es ihm eine Aehnlichkeit mit Ihnen gäbe, und das ich doch nicht haben mag: der Hypochondrische. Nun also, wie ich Ihren Brief bey mir trug, gab ich ihn der Frau Prof. Seyninn zu lesen, die mir dazu sehr viel Glück wünschte, und meynte, was es für ein Lob für mich wäre, daß ich Sie unterrichtet hätte, wie Ihr Brief sagt; und als ich antwortete: das wäre ein Compliment; sagte sie: Gellert machte keine Complimente. Die einfältige Frau! Nun also, weil sie so eine Freude darüber hatte, so sagte ich ihr, wenn ich wieder an Gellerten schriebe, so wollte ich ihn bitten, daß er

einmal an Sie schreibe, und weil man Gellerten so viel Achtung schuldig wäre, daß man ihm nicht zumuthen müßte, sogar viel Briefe zu schreiben, so sollte er lieber alsdann an mich nicht schreiben. Sehen Sie, so gehe ich mit ihrem nächstkünftigen Briefe um, daß ich ihn schon jemand anders abtrete, als wenn ich schon wüßte, daß ich selbst einen würde bekommen haben. — Sie sind gegen Herr Wolfens sehr gütig gewesen. So viel ich ihn kenne, verdient er es, wegen seines sehr guten Herzens.

Was meynen Sie denn von *) — —

— — — — —
— — — — —

Sie können zwischen dem ersten Absatze meines Briefs, und dem nächstvorhergehenden, einen Widerspruch finden, weil ich Ihre Gedanken zu wissen verlange: Aber wie oft stellt sich nicht der
Poet

*) Ein damals neues Buch, über das Gellert seine Meynung mir nicht geschrieben hat. Was ich ihm darüber geschrieben habe, müßte, wenn es gedruckt werden sollte, mehr aus einander gesetzt und unterstützt werden, als in einem Briefe, wo ich eben über meine Gedanken eines Freundes Urtheil verlangte, nöthig war. Ich habe daher diese Stelle unterdrückt, als die Herren Herausgeber, mit einer Billigkeit, derentwegen ich Ihnen danke, mir verfiatteten zu bestimmen, wie dieser Brief öffentlich erscheinen sollte. Kästner.

Voet, als verlangte er des Kunstrichters Gedanken zu wissen, nur damit er seine eignen dem Kunstrichter vorlesen kann. Leben Sie wohl, und behalten Sie einen Freund in gutem Andenken, der allemal suchen wird, Ihrer Freundschaft werth zu seyn.

Göttingen,

den 27. May

1767.

Abraham Gotthelf Kästner.

CXXI.

An Madame Heyninn.

Herr Professor Kästner verlangt in seinem letzten Briefe von mir, ich sollte, an statt ihm zu antworten, nur an Sie schreiben. In der That weiß ich nicht, was der gute Mann bey diesem Auftrage sucht, ob er mir wirklich eine Wohlthat erweisen will, deren er mir seit dreyßig Jahren eben nicht viele erwiesen hat; oder ob er nur meinen Briefwechsel los seyn, und Sie dagegen mit demselben belästigen will. Doch wenn auch seine Absichten nicht die besten seyn sollten, so danke ich ihm doch sehr für seinen Muthwillen, und wende seine Veranlassung auf die Seite, wo sie Freude und Pflicht für mich wird. Ich versichre

Sie also meiner besondern Hochachtung, Ergebenheit und Freundschaft aufrichtigst, und bin überzeugt, daß Ihnen diese schriftliche Versicherung nicht gleichgültig seyn wird. Wenn ich Ihnen endlich sage, daß ich vor wenig Wochen so glücklich gewesen bin, Ihre beste Freundin persönlich hier in Leipzig kennen zu lernen, und mich mit ihr und ihrem theuersten Gemahle oft und viel, bald auf meiner Stube, bald im Rosenthale, bald auf ihrem Zimmer zu unterhalten; wenn ich Ihnen dieses sage, und wie sehr ich Beide, ihn und sie, ehre und hochschätze, und wie oft und herzlich die Frau von Sch== an Sie gedacht hat: so weiß ich, daß Ihnen mein Brief wichtig und schätzbar werden muß. Ja, liebste Madame, dieses Glück also, Ihre beste Sch== fast eine ganze Woche zu sehn und zu sprechen, habe ich gehabt, und es, so sehr ich sonst neue Bekantschaften stiehe, eifrig gesucht, und, ungeachtet meiner Kränklichkeit, behauptet. O freun Sie sich dieser würdigen Freundin mit mir, die Ihnen und Ihrem Geschlechte Ehre macht; und die Gott nebst Ihrem vortrefflichen Manne immerdar beglücken wolle! Nunmehr weiß ich Ihnen weiter nichts zu sagen, als daß Sie, meine Freundin, Ihren guten Zeynen in meinem Namen küssen und ihn aller meiner Liebe versichern wollen.

Leipzig, den 10. Jun.

1767.

G.

CXXII.

CXXII.

An den Herrn Hofrath von B*.

Der arme W. . . verlangt, daß ich mich mit ihm zu einerley Pflichten vereinigen, und Ihnen für die besonders gnädige Vorsorge danken soll, deren Sie ihn zeither gewürdiget haben. Mit einem Herzen also, theuerster Herr Hofrath, das Sie schon lange verehret und liebet, so lange schon als mein Freund Cramer der Ihrige ist, danke ich Ihnen auf das verbindlichste für die feltne Großmuth, mit der Sie sich eines der unglücklichsten und sonderbarsten Menschen auf Erden nun schon so lange angenommen haben, ohne zu ermüden. In der That sehe ich die ihm erzeugten Wohlthaten, als mir selbst erzeugt, und mich als Ihren Schuldner an, als den Schuldner des besten Mannes, den Gott mit seinem ganzen Hause segnen und der Welt lange erhalten wolle. Daß W. . . wieder nach Amerika zu gehen denkt, gefällt mir nicht; die Ruhe wohnt weder in Europa noch in Amerika, sollte er zu sich sagen, sondern in der Gnade Gottes, die du bey Fleiß und Pflicht und Gebet geduldig und demüthig erwarten mußt. Uebrigens bitte ich noch um Dero mir schätzbare Liebe, und bin so lange ich lebe ic.

1767.

G.

An Herrn F**.

Wie groß ist Ihr Verlust, liebster Freund, und wie herzlich beklage ich Sie! Aber wie groß und christlich ist auch Ihre Gelassenheit und Ergebung in den göttlichen Willen; und wie sehr liebe und bewundre ich Sie deswegen! Herr G. hat mir nämlich Ihren Brief an ihn vorgelesen, und so wie mich der Anfang desselben außerordentlich betrübt hat, so hat mich auch das Ende dieses Briefs wieder gestärket und getröstet. Wie glücklich sind Sie bey Ihrem christlichen Herzen, und bey der Hoffnung der Religion, der Hoffnung des Himmels! Gott beruhige Ihre Seele ferner, theurer Freund, und lasse Sie das Glück lebhaft empfinden, der Vater einer so frommen und liebenswürdigen Tochter zu seyn, die der Herr früh von der Erde in den Himmel rief. Ach Herr lehre uns täglich bedenken, daß wir zu der Absicht leben, um selig zu sterben! Ich umarme Sie mit Liebe und Hochachtung und bin zeitlichens der Ihrige

Leipzig,
den 12. März
1767.

G.

CXXIV.

An Ebendenselben.

Sie finden, wie Sie in Ihrem Briefe klagen, bey Ihrem schweren Verluste, die Gelassenheit und Ergebung in Ihrem Herzen nicht, die Sie wünschen und haben sollten. Aber ich finde sie, diese willige Ergebung, selbst in Ihrer wehmüthigen Klage über den Mangel derselben; in dem herzlichem Kummer, daß Sie solche bey sich nicht gewahr werden; in dem Kampfe, Ihren Willen gern dem Willen des Allmächtigen zu unterwerfen, und seine Güte, Weisheit und Gerechtigkeit, auch in den härtesten Schickungen und Trübsalen, zu verehren und anzubeten. Der Geist ist willig! Getrost also, mein Freund, wenn gleich das Fleisch schwach ist, wenn gleich ihr Herz die Größe seines Verlustes mit Bangigkeit fühlet, und in Klagen und Thränen übergeht. Auch unser göttlicher Erlöser wünschte unter der Angst seiner Seele: Ist's möglich, mein Vater, so gehe dieser Kelch vorüber! und dennoch trank er ihn willig, und dennoch sagte er: Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst. Das Wesen der Ungeduld besteht nicht in den schmerzhaften Empfindungen unserer Seele über das Elend, das uns drückt; nicht in dem Wunsche nach Minderung desselben und Befreyung von unserm Jammer, wenn es Gott gefiele; nicht in Klagen und Thränen, die der Mensch weint, sondern in den harten und argen Gedanken, mit denen das Herz sich an seinem Gott unter der Last der Trübsale vergreift,

und

und bald seine Güte, bald seine Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit entehret und in Zweifel zieht. — Betrost also, theuerster Mann, Ihr Geist, Ihr Herz ist willig, Gott bey dem Verluste, den Sie erlitten, durch eine völlige Ergebung zu ehren; und nur Ihr Fleisch, nur der Mensch ist schwach. Aber er, der das Wollen der Pflicht in uns wirket, wirket auch nach seiner Gnade das Vollbringen, wenn dieses gleich nicht auf einmal, nicht ohne starken Widerstand, und oft nur im geringen Maasse erfolgt. Der Herr hat Geduld mit unsrer Schwachheit; dieß ist der selige Trost unsrer Religion. Und so lange wir wachen, beten und kämpfen, so thun wir seinen Willen, und Er sieht das Herz und nicht das Werk an. Gott beruhige, tröste und stärke Ihre ihm theure Seele, daß endlich seine auch rauhen und kummervollen Wege Ihren Augen wohlgefallen! Ich liebe Sie; denn wie könnte ich Ihr gutes und christlich gesinntes Herz zu lieben aufhören? Ich liebe Sie, so lange ich lebe, und bitte, daß Sie mir, auch wenn Ihr lieber Vetter nicht mehr um mich ist, Ihren Briefwechsel erhalten, so wie Sie mir Ihre Gewogenheit gewiß ganz erhalten werden, ob ich gleich die gute Meynung, die Sie von mir haben, lange nicht verdiene; denn ach welch ein elend und schwacher Mensch bin ich, der ich Ihren Augen so stark vorkomme! Beten Sie für mich und lieben Sie mich.

Leipzig, den 6. April

1767.

G.

CXXV.

CXXV.

An Madame G**.

Ich überliefere Ihnen endlich Ihren lieben Sohn, den ich gern noch länger behalten hätte, da ich ihn vorzüglich liebe, hochschätze, und an seinen Umgang gewohnt bin. Allein es würde eine Ungerechtigkeit seyn, diesen guten Sohn, seiner würdigen und besten Mutter auch nur einen Tag länger vorzuenthalten. Ich heiße ihn also gehen, so ungern ich ihn auch verliere, und begleite ihn mit meiner Liebe und mit väterlichem Seegen in Ihre mütterlichen Arme. Ist es seine Bestimmung, daß er in seinem Vaterlande, und vor Ihren Augen versorgt werden soll: So lasse Sie Gott diese Freude bald erleben, und lange, lange genießen. In der That wünscht er wohl nach Leipzig zurück zu kehren, aber unter der Bedingung, daß Sie ihm dahin folgten. Er scheint auch zum akademischen Leben bestimmt und geböhren zu seyn; allein ich weiß auch, daß die Wege der Vorsehung oft anders sind und führen, als die Gedanken, selbst die für sich guten und richtigen Gedanken der Menschen. Ich will also durch mein Urtheil nichts von dem Plane des Schicksals Ihres theuersten Sohnes zu entscheiden suchen, sondern wünschen und beten, daß Gott diesen, Ihren Sohn, dem er ein gutes und frommes Herz, große Talente, und eine sorgfältige Erziehung geschenkt hat, in seinem ganzen Leben mit seiner Weisheit und Gnade regieren, und ihn in denjenigen Stand

und

und in das Amt setzen wolle, worinne er das meiste Gute stiften, die Ehre des Herrn am meisten verherrlichen, und also am glücklichsten seyn kann, wenn auch dieses Amt nicht ganz unsern Wünschen und Einsichten gemäß scheinen sollte. Wohl der Mutter, die Freude an ihren Kindern erlebt! Wohl also Ihnen, theuerste Freundinn, die an ihrem einzigen Sohne die Freude über viel Kinder erlebt; und Dank und Preis sey Gott, der Ihnen diesen Sohn gegeben, und seinen Fleiß und Ihre Erziehung vorzüglich gesegnet hat! Mir dürfen Sie nicht danken: ich habe wenig und lange nicht so viel gethan, als ich gesollt. Ich bin mit allen guten Wünschen für Ihre beständige Wohlfahrt und mit der vollkommensten Hochachtung

Leipzig,
den 23. May

1767.

G.

CXXVI.

Theuerster Herr Professor,

Bei allem dem Vergnügen, das ich empfinde, eine zärtliche Mutter, einen gütigen Onkel, und eine Menge von rechtschaffnen Freunden wieder zu sehn, höre ich doch noch nicht auf, den Verlust zu fühlen, den ich durch die Trennung von meinem zweyten Vater leide. Erlauben Sie mir im-

immer, daß ich Ihnen einen Namen gebe, zu dem Sie mir selbst durch Ihre außerordentliche Güte ein Recht ertheilt haben, und mit dem mein Herz und meine Gesinnung so genau übereinstimmen. Ich habe es beständig als eine der größten Wohlthaten von Gott erkannt, daß er mich in Ihr Haus und in Ihre Bekanntschaft gebracht hat. Nicht bloß Ihr Unterricht, Ihr Rath, Ihre Fürsorge für mein Glück, sondern noch vielmehr der starke und beständige Antrieb, den ich zur Ausübung meiner Pflichten, in dem Wunsche und in der Hoffnung Ihre Gewogenheit und Ihren Beyfall zu erhalten, gefunden habe, und immer finden werde: dieses ist ein Geschenk der Vorsicht, die meine schwache Tugend dadurch unterstützen und befestigen wollte. Ich erinnere mich niemals der Stunden, die ich bey Ihnen zubrachte, ohne Gott dafür, als für die glücklichsten meines Lebens, zu danken. Dieses Andenken wird, so lange ich das Glück entbehre, Sie wieder zu sehn, einen Theil meiner Vergnügungen ausmachen. In Wahrheit, das Herz und die Gesinnungen eines vortrefflichen Mannes, haben einen gewissen geheimen Einfluß auf die, die das Glück haben, mit ihm umzugehen; und auch ohne seine Lehren ist schon die Hochachtung, die sie für ihn haben, und sein Beyspiel stark genug, sie ihnen einzusößen. Ja, theuerster Herr Professor, wenn ich jemals so unglücklich wäre, den Gedanken einer schlechten und unedlen Handlung zu haben, so würde die Erinnerung an Ihre Freundschaft die Tugend au-

gen

genblichlich wieder in mein Herz zurückrufen. So bin ich Ihnen nicht nur die Ausbildung meines Verstandes, sondern auch die Verbesserung meines Herzens schuldig. Möchte Sie doch Gott dadurch belohnen, daß er Ihnen noch viele Gelegenheiten schenkt, ähnliche Wohlthaten zu erzeigen. Meine Mutter ist gütig genug, mir die Erlaubniß, wieder zu Ihnen zurück zu kehren, gleich bey meiner Ankunft zu versichern — Ich bin

B = =, den 3. Jun.

1767.

C. G = =.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Liebster G * *.

Ein gutes Herz ist auch gern das dankbarste Herz: dieses sehe ich an dem Ihrigen; denn wie sehr danken Sie mir nicht für das Wenige, was ich zu Ihrem besten habe thun können! Aber ein dankbares Herz ist auch immer das beredteste Herz: dieses sehe ich an der Wirkung Ihres Briefes; denn wie sehr hat er mich nicht gerührt und erfreut! Möchte ich doch viel solche dankbare, beredte und in den Wissenschaften geübte Schüler haben! Wieviel Belohnung und Ehre würde mir dieses seyn! Doch ich will Sie izt nicht loben, ob gleich das Lob auch eine Pflicht des Lehrers und Vaters ist; ich will Sie bloß meiner Liebe aufrichtigst versichern, und Ihnen zugleich melden, daß der Antrag wegen des Grafen * * vergebens ist, weil ihn sein Herr Vater noch vor Michael zurückrufen wird. Aber es ist darum nichts verloren. Da Sie einmal die Einwilligung Ihrer theuren Mutter haben, wieder zu uns zu kommen, so hoffe ich, soll sich bald eine schiekliche und für Sie günstige Stelle finden. Seyn Sie also getrost, mein lieber G * *, und leben Sie izt mehr für die Beruhigung Ihrer G. Briefe. B guten

guten Mutter und Ihres guten Onkels, als für die Wissenschaften. Gott, den Sie fürchten, laß es Ihnen mit Ihrer ganzen Familie wohl gehn, und Sie die Freude Ihrer Mutter, und bald auch das Glück der Jugend, insonderheit der studirenden, werden! Ich bin so lange ich lebe.

Leipzig, den 6. Jun.

1767.

G.

CXXVIII.

An Ebendenselben.

Was muß der gute G** machen? --- so habe ich schon etliche Wochen bey mir in Gedanken gefragt, nun aber will ich den Mann selbst fragen. Was machen Sie also mein lieber G**? Das heißt nicht: was studiren Sie? denn ich weiß, daß Sie mehr thun, als Andre Ihres Alters, und vielleicht mehr, als ich von einem fleißigen Freunde wünsche. Nein, es ist eine bloße Frage des Herzens und der Liebe, und heißt nichts mehr, als: Ob Sie gesund, mit Ihren Umständen und in dem Schooße Ihrer Vaterstadt zufrieden leben, die Freude und Ruhe Ihrer theuren Mutter vermehren, Ihren lieben Onkel oft sehen, und aufheitern, und fleißig den Umgang des trefflichen Tr** suchen und genießen; und

und endlich: Ob Sie oft an mich, nicht an mich
Ihren Lehrer, sondern an mich Ihren Freund,
denken? Dieses glaube ich mag der Inhalt meiner
Frage gewesen seyn; und nun erwarte ich die Ant-
wort auf meine reichhaltige Frage, und setze ge-
schwind noch eine hinzu, nämlich: Wird Sie auch
Ihre Frau Mutter diesen Sommer ohne Kummer
von sich lassen, und wollen Sie noch gewiß zu uns
kommen? Ich wünsche es nicht nur, sondern ich
veranstalte es auch, wenn es Gott will. Ist habe
ich freylich noch keine Gewisheit vor mir; aber das
Beste erfolgt ja oft unvermuthet und ungesucht.
Herr W** war vorgestern bey mir, redete von
Ihnen mit großer Achtung und Liebe, und fragte
mich, ob Sie nicht bald kämen? Er wird kommen,
sprach ich, und künftig bey der Academie thun,
was ich kranker und schwacher Mann nicht mehr
thun kann, auch wohl nicht recht gut gethan habe. —
Und soviel mein lieber G** auf heute, vielleicht
bald ein mehrers. Leben Sie wohl. Gott leite
Sie auf die besten Wege, und beglücke und segne
Sie, und Ihre Mutter und meine Freunde.

Leipzig, den 14. Januar

1768.

G.

Theuerster Herr Professor!

Dob ich meinen Sohn ohne Kummer von mir lassen würde? Diese Frage muß ich selbst beantworten. Wie vollkommen kennen Sie doch das Herz einer Mutter, und wie gütig nehmen Sie Antheil an ihren Empfindungen, aber wie unschätzbar muß mir die Wohlthat des Himmels seyn, daß Gott meinem Sohne einen so rechtschaffenen und tugendhaften Freund zugeführt, der mit der wahrhaftesten Treue eines Vaters für sein Bestes forget! Dieses Glück macht mir die Beantwortung der Frage leicht. Es ist wahr, ich fürchte mich vor der Stunde des Abschiedes. So schwer er mir aber auch ankomen möchte, so vollkommen beruhige ich mich doch durch Ihre großmüthige Liebe. Ihre Gütigkeit verwandelt eine Menge meiner Sorgen in Hoffnung und Zuversicht. Und also müßte ich meinen Sohn nicht so sehr lieben, als ich ihn wirklich liebe, wenn ich ihn nicht mit Freuden zu seinem besten Lehrer zurück sendete. Ach, theuerster Herr Professor, könnte er das Glück genießen, stets nahe um Sie zu seyn, und durch Ihre Erfahrung und Ihren Rath geleitet zu werden; wie getrost würde ich ihn von mir lassen! Ich wüßte ihn in noch besfern Händen, als in den meinigen. Sie würden

als-

alsdann ihm bald eine Mutter nachkommen sehen,
 der Sie ihr Alter durch Ihre feltne Güte fröhlich
 gemacht hätten. Doch alle diese Wünsche über-
 lasse ich der Vorsehung Gottes; der ordne die
 Schicksale meines Sohnes nach seinem Wohlge-
 fallen, und mache ihn zu einem tugendhaften Manne
 und thätigen Christen, und schenke ihn mir ewig
 wieder. Gott erhalte Sie für uns und die Welt
 noch lange! Ich bin unaufhörlich mit der größten
 Hochachtung

Ihre

B **, den 20. Jan.

1768.

gehorsamste Dienerinn,

B **.

CXXX.

An Herrn * *.

Was Sie in der beschwerlichen Stellung, in der
 Sie leider! stehn, thun sollen, liebster **?
 Vor allen Dingen nicht muthlos werden; Geduld
 lernen und täglich üben; (ein Schatz, den wir auf
 unser ganzes Leben brauchen) Ihre Pflicht, un-
 geachtet aller Verdrießlichkeiten, beharlich und
 treulich beobachten, durch Klugheit den Verdacht
 und bösen Schein entfernen; so oft es diese be-
 fiehlt, nachgeben; die Beschuldigungen, auch die

B 3

unver-

unverdienten, zu Ihrer eignen Vorsichtigkeit und Bemerkung Ihrer Fehler (denn die haben wir alle) anwenden; Ihre Hitze, wenn Sie leiden, zurück halten, und bald durch Nachsicht, bald durch Hoffnung, bald durch Demuth sich in Ihren beschwerlichen Umständen Erleichterung, Hülfe und Muth verschaffen. Sie haben Ihren** und seinen freundschaftlichen Beystand; welches Glück für Sie! Sie haben den Zutritt zu dem Herrn**, einem so einsichtsvollen, liebevollen und dienstfertigen Manne; welche Wohlthat für Ihre Jugend und Ihre gegenwärtige Verfassung! Sie haben endlich in Ihrem Berufe ein gutes Gewissen vor Gott und den Menschen; und Sie wollten nicht gelassen und geduldig seyn? Gestrost also, mein Freund! Werden Ihre guten Absichten und Dienste verkannt; nun so erinnern Sie sich oft an die herrliche Stelle: „Lasset euch dünken, daß ihr dem Herrn dienet, und nicht den Menschen; und wisset, was ein jeglicher Gutes thun wird, das wird er von dem Herrn empfahen.“ — Auch die Menschen, denen Sie bekannt werden, werden Ihr Gutes bemerken, und, ohne daß Sie es denken und wissen, Beförderer Ihres Glücks werden. Können Sie aber das Vertrauen und den Beyfall Ihres Principals gar nicht erhalten: o so steht es Ihnen ja frey, mit Bescheidenheit um Ihre Entlassung zu bitten, und eine andre Stelle zu suchen. In diesem Falle wünschte ich freylich, daß Sie
eine

eine in R * * vielleicht durch den Dienst des Herrn * * finden, und nicht so bald genöthiget seyn möchten, in Ihr Vaterland, wo Sie nach meinem Sinne hätten bleiben sollen, wieder zurück zu kehren. Ist weis ich keine Gelegenheit, bey der ich Sie empfehlen könnte; allein das wird zu Ihrer künftigen Empfehlung nöthig seyn, daß man Sie nicht mit Unwillen Ihrer izzigen Stelle entlasse. Und so leben Sie wohl, und vertrauen Sie auf Gott bey allem, was Sie noch so vorsichtig unternehmen. „Verlaß dich nicht auf deinen Verstand; sondern verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen: so wird er dich recht führen.“ Ein Enkel eines Großvaters, der um des Guten Willen eines gewaltsamen Todes starb, muß um des Guten und seiner Pflicht willen die Verdrießlichkeiten seines Berufs nicht achten. Ich bin mit aller Hochachtung und Liebe.

1768.

G.

 CXXXI.

An den Herrn von R * * *.

Der gute Mann, so dachte ich, theurster Freund, als ich Ihren traurigen Brief erbrach, der gute R * * hat gewiß sein Kind verloren; und wie sehr wird dieser Verlust ihn, und noch mehr die zärtliche Mutter schmerzen! Aber ach, gebeugter Freund, wie erschraack ich bey der

B 4

ersten

ersten Zeile über einen Verlust, an den ich nicht
 gedacht hatte! Ja, Sie haben viel, — und
 warum soll ich nicht, alles, sagen? Sie haben
 Ihr größtes, Ihr ganzes Glück auf Erden, ein
 Glück, das Gott nur wenig Menschen gewähret,
 verloren, eine der frömmsten, liebeichsten und
 besten Frauen. Ich traure und weine mit Ih-
 nen, theuerster Mann, und fühle es, wie uner-
 fesslich Ihr Verlust ist; aber mitten unter meiner
 Wehmuth erfreue ich mich über Ihre wahrhaftig
 große Ergebung in den göttlichen Willen, der
 doch für Ihre Empfindung der schmerzhafteste
 bleibt. Nein, nein, ein Herz, das so gelassen
 und demüthig leidet, als das Ihre, hat nicht
 alles, nicht sein ganzes Glück verloren; es besitzt
 und fühlet ja den Trost der Religion, der höher
 ist, denn alle Vernunft, und stärker, als der
 Schmerz über den größten Verlust. O wie preise
 ich Ihre Gattinn selig, daß sie selbst durch ihre
 Liebe und ihr Beyspiel Sie zu dieser Quelle aller
 Beruhigung im Leben und im Tode geleitet, und
 Sie, sterbend in Ihren Armen, durch ihren Tod
 gelehret hat, in welchem Frieden ein Christ durch
 seine Religion sterben kann. Aber warum ließ
 Ihnen Gott diese weise, vortrefliche Freundin,
 die Sie so innigst liebten und schätzten, nicht län-
 ger, nicht wenigstens noch etliche Jahre? Die
 einzige Antwort auf diese Frage steht in Ihrem
 Briefe: Wer hat des Herrn Sinn erkannt! Was
 er thut, ist recht und gut, wenns auch noch so
 streng

streng und traurig schiene — du wirst es nachmals erfahren. — Gott beruhige und stärke Ihre Seele, gebeugter Freund! Ich liebe und ehre Sie, und bin mit dem aufrichtigsten Herzen ic.

1768.

G.

CXXXII.

Gnädige Frau!

Izt heiße ich Sie nur schriftlich in ** willkommen, bald aber denke ich auch persönlich dieses Glück zu haben.

Das meine Schecke vorigen Donnerstag gestorben ist, darf ich Ihnen das sagen? O ja, denn es ist für mich ein sehr wichtiger Verlust, den ich schwerlich werde ersetzen können. Das Sonderbare dabey war, daß die Mittwoch vorher mein Churfürstlich Pferd ankam. Wie dieses aussieht, wollen Sie wissen? Lichtbraun mit schwarzen Extremitäten und schwarzem Strieme über das Kreuz — ferner sieht es still und freundlich aus, und auch nicht ganz still und freundlich. Kurz, es läßt sich besser sehen, als beschreiben. Ich werde es also mit seinem goldnen Zaume, mit seinem blausammethen Sattel und der nur gar zu schön

nen Schabracke, kurz so, wie mir es der Churfürstliche Stallknecht vorige Mittwoche Nachmittags in meinen Hof, unter einem Zulaufe von Jung und Alt, Gelehrten und Ungelehrten brachte, in den Hof nach * * schicken. Ich habe es noch nicht geritten; denn ach! so sorgfältig der gute, gnädige Churfürst auch bey der Wahl dieses Geschenkes gewesen seyn mag, so fürchte ich mich doch vor dieser Wohlthat; denn ein kranker alter Professor und ein gesundes junges Pferd schicken sich nicht recht zusammen. Wie vielmal der liebe Churfürst das Pferd auf dem Schloßplaze hat probiren lassen; wie er selber aus dem Fenster gerufen, daß man sich in einer weißen Wildschur darauf setzen sollte, um zu wissen, ob es sich etwan davor scheute; wie das Pferd etliche Tage in Sattel und Zeug in der Stalle öffentlich gezeigt worden — alles dieses brachte der Stallknecht, ein Mann mit eisgrauen Haaren, mit in das Compliment des Herrn Oberstallmeisters hinein. So viel von der Geschichte des Pferdes! -----

----- Ich küsse Ihnen ehrerbietigst die Hand und empfehle mich Ihrem Herrn Gemahle zu Gnaden.

Leipzig,
den 22. December

1768.

G.

CXXXIII.

Dresden, den 21. Oct.

1760.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich bitte Sie nicht, daß Sie mirs erlauben, an Sie zu schreiben: denn ich bin doch entschlossen es nicht zu unterlassen, Sie möchten mir es nun erlauben oder nicht. Die Freyheit zwar, deren ich mich bediene, ist sehr neu; allein eben weil sie neu ist und mir gefällt, bin ich nicht davon abzubringen. Sie sollen sehr gütig seyn; das hat man mir gesagt: und da, denke ich, will ich schon dafür sorgen, daß Sie mich nicht für unbescheiden halten. Denn fürs erste bin ichs nicht: das getraue ich mir zu beweisen, wenn ich darzu aufgefordert werden sollte; und dann hoffe ich Sie auch schon dadurch, daß ich Ihnen alles sage, was ich von Ihnen denke --- und ich denke unbeschreiblich gut von Ihnen --- auf meine Seite zu bringen, daß Sie mir meine Unbescheidenheit, wenn Sie ja so wollen, und meine andern Fehler, die sich etwan verrathen könnten, gütigst übersehen werden. --- „Es gilt Ihnen „gleich, was ich von Ihnen denke?“ --- O verzeihen Sie mir! Ich bedeute wol nicht sonderlich viel in der Welt; aber, daß ich Sie so sehr liebe, ist doch wohl kein geringer Beweis, daß mein Urtheil nicht zu verachten ist, und daß ich Verstand habe. Ueberdies bin ich auch sonst ein gutes
Mäd^s

Mädchen, von allen meinen Verwandten und Freunden geliebt. Ich könnte mich in diesem Stücke auf das Zeugniß meines Bruders berufen, der nicht wider sein Gewissen reden würde, und der auch gewiß keine Parthenlichkeit für mich hegt. Allein ich darf es nicht. Er möchte sich wohl beleidigt finden, daß ich es ihm nicht aufgetragen, meinen Brief an Sie zu bestellen; zumal da er mich nur vor wenig Tagen verlassen hat, und nun wieder das Glück genießt, mit Ihnen unter einem Dache zu wohnen. Er könnte Ihnen auch sagen, wie ungemein hoch ich Sie schätze, wie eifrig ich nach Ihnen frage, und mir jeden Umstand, um mir ihn recht einzuprägen, wohl zehnmal wiederholen lasse. O wenn ich doch mein Bruder wäre! Ich wollte Ihnen gewiß mehr Gutes von mir sagen, als er vielleicht in seinem ganzen Leben nicht von mir denken wird. In der That, mein liebster Herr Professor, Sie können sich unmöglich vorstellen, wie gut ich Sie kenne, und wie viel ich von Ihnen weiß. Ihren Charakter und Ihre Grundsätze weiß ich aus Ihren Schriften fast auswendig. Hernach plagen ich und meine Schwester, (im Vorbeygehn, sie ist auch ein gutes junges Kind, zwölf Jahr alt, die viel von Ihnen und von Fragen hält,) eine jede Person von unserer Bekanntschaft, die das von uns beneidete Glück genießt, Sie persönlich zu kennen, fast bis zur Ungeduld mit unsern Fragen, und ich weiß nunmehr alles, wie Sie aussehen, wie Sie reden,

reden, wie Sie lesen, wie Sie gehen, wie Sie sich kleiden, wie Ihre Perücken, Mützen, Schlafpelze u. s. w. aussehen; und das stelle ich mir alles so lebhaft vor, daß ich Sie malen und treffen wollte, ohne Sie gesehn zu haben. Noch mehr, ich kann Ihr Hausgeräthe beschreiben, so gut kenne ichs. Herr G** — ja! so heißt Ihr Famulus. Der glückliche Mann! Er kann immer bey meinem lieben Gellert seyn. Aber er muß auch, (zum wenigsten hat man mirs gesagt,) wenn Sie krank sind und nicht schlafen können, des Nachts bey Ihnen aufsitzen, und wenn er einschläft, werden Sie ungehalten. — Der arme Mann! — Ich könnte das nicht ertragen. Aber warum schläft er auch, wenn er wachen soll? — Sie speisen bey Ihrem Bruder, dem Fechtmeister. Eine kriegerische Profession. Ihrentwegen, und des Namens wegen bin ich ihm gut. Er soll für Sie ein sehr gefälliger, zärtlicher Bruder seyn. — „Ich soll ein sehr geschwätziges Mädchen seyn,“ werden Sie sagen. Ja, das bin ich auch, aber nur im Schreiben, sonst rede ich nicht leicht zu viel. Und darinnen gleiche ich Ihnen, wie ich glaube. Darf ich mir nicht etwas auf die Aehnlichkeit einbilden? Aber wieder zur Sache zu kommen, denn ich muß mich satt schreiben; ich werde wohl nie wieder aufgemuntert werden, an Sie zu schreiben; — so muß ich Ihnen nur noch die Absicht entdecken, die ich bey diesem Briefe habe. Sehen Sie also nur:
ich

ich kenne Sie so sehr gut und genau, wie ich schon gesagt habe, und da kann ich mirs nun nicht verwehren, das einzige Mittel zu ergreifen, das ich vor mir sehe, um Ihnen zu zeigen, daß auch ich in der Welt bin, und daß dieß Ich, das Sie zwar nicht kennen, Sie unendlich hochschätzt und verehrt. Und wenn ich nun das erlangt habe, so denke ich, kann ich immer noch nicht recht ruhig seyn, als bis ich mich rühmen kann, eine Gewogenheit von Ihnen erhalten zu haben. Sie würden mich zur äußersten Dankbarkeit verbinden, wenn Sie solche darinnen wollten bestehen lassen, daß Sie mir ein Geschenk mit einem Ihrer Bücher machten, von welchem Sie glauben, daß es sich am besten für mich schickt. Sie würden mich dadurch nicht allein von der Sorge befreien, die mich manchmal beunruhigen wird, daß meine Freyheit Sie vielleicht könnte beleidiget haben; sondern Sie könnten mich wohl gar so glücklich machen, zu denken, daß es Ihnen nicht ganz gleichgültig sey, daß ich Verlangen getragen, Ihnen die ausnehmende Hochachtung und Liebe zu bezeugen, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn &c.

Werden Sie nicht einmal nach Dresden kommen? Wenn es geschieht, und ich etwas davon höre, wo Sie sich aufhalten, so sind Sie in der That vor mir nicht sicher. Fürchten Sie aber nur nicht gar zu viel. Ich weiß
es

Es schon, was es zu bedeuten hat, wenn Sie die Mühe abnehmen.

Meine Schwester empfiehlt sich Ihnen ehrenbietigst.

CXXXIV.

Mademoisell!

Sie haben mich Ihrer Achtung und Freundschaft in einer so aufgeweckten, naiven und überzeugenden Sprache versichert, daß ich sehr unempfindlich seyn müßte, wenn mir Ihr Brief nicht hätte gefallen sollen, und sehr undankbar, wenn ich Ihnen nicht gleich den ersten Tag für dieses unerwartete Geschenk danken wollte. In der That kann ich mich nicht erinnern, daß ich jemals einen so lachenden und doch natürlichen Brief von einem Frauenzimmer erhalten hätte; von einer Mannsperson will ich gar nicht sagen; denn unser Witz ist nicht fein genug zu dieser Schreibart. Ihr Brief, liebe Mademoisell, ist also der erste schöne Brief in dieser Art, den ich erhalten. Sind Sie mit dieser Danksagung zufrieden? Vor zehen Jahren hätte ich sie munterer gesagt; aber jetzt, scherzhafte Baber, kostet mich ein trockner Brief schon Mühe, und Gedanken, die freywillig kommen sollen, muß ich aus einem eingespannten und schmerzhaften Kopfe erst losarbeiten.

beiten. Doch ich stehe in der Gefahr zu klagen, wenn ich länger von mir rede, ich will also von dem Buche reden, das ich Ihnen schicken soll. Sie wollen eines von meinen Werken haben, aber wozu? Sie haben sie ja alle gelesen, und scheint es nicht, wenigstens in manchen Augen eitel, wenn ein Autor seine eigenen Werke verschenkt?

Nein, gute Mademoisell, ich will Ihre Bibliothek durch ein Buch vermehren, das Sie vielleicht noch nicht gelesen haben, und das ich herzlich gern geschrieben haben möchte. Das Magazin der Frau von Beaumont, dieser vortrefflichen Frau, ist es, das ich Ihnen schicke, und das Ihnen, ich weiß es sicher, angenehm seyn muß. Ich habe es zweymal durchgelesen, und wie vielmal wird es meine gutherzige Correspondentinn nicht erst lesen, und Ihrer kleinen lieben Schwester vorlesen? So wenig ich sonst wünsche, daß ein Frauenzimmer ein Autor werden mag, so sehr wünsche ich Ihnen, daß Sie zur Ehre und zum Besten Ihres Geschlechts eine deutsche Beaumont werden, und eben so glücklich und geistreich unterrichten und vergnügen mögen, als diese Frau gethan hat. Sie beschämt uns Männer; und ich liebe sie so sehr, daß mir meine Liebe vielleicht einen sehr ernsthaften Wunsch abnothigen würde, wenn sie nicht schon sechzig Jahre wäre. Ihre letzte Frage, Mademoisell, ob ich nicht bald nach Dresden komme, kann ich nicht beantworten. Leute, die oft krank sind, reisen nicht gern. Aber

so viel kann ich Ihnen sagen, daß ich nicht nach Dresden kommen will, ohne Sie persönlich der besondern Hochachtung zu versichern, mit welcher ich zeitlebens bin

Ihr

Leipzig, den 22. Octob.
1760.

verbundenster Diener
C. F. Gellert.

Ihrer Jungfer Schwester mache ich mein ergebenstes Compliment.

CXXXV.

Ehrender Herr Professor!

Man ist doch immer in der Welt recht unglücklich, auch so gar dann, wenn man seine Wünsche erreicht. Vorher ehe ich wußte, wie mein Brief von Ihnen aufgenommen werden würde, war ich voller Zweifel und Sorgen; und nun ichs weiß, daß Sie ihn wohl aufgenommen haben, nun bin ich so unruhig, daß ich die ganze Nacht nicht geschlafen habe. Wie soll ich Ihnen die lebhaftesten Empfindungen der Dankbarkeit ausdrücken? Was kann ich Ihnen sagen? Ihr Geschenk ist das schönste, und muß das schönste seyn, weil es von Ihnen kommt, und weil Sie es für mich erwählet haben. Und Ihr Brief —

G. Briefe. C der

der übertrifft alle meine Wünsche und Erwartun-
 gen. Kam es Ihnen denn gar nicht gefährlich
 vor, meine bescheidene Meinung von mir selbst
 auf eine solche Probe zu stellen? Gewiß, mir ist
 noch kein Lobspruch beygelegt worden, der mich
 so stark gerührt hätte; und nie hat eine Achtung,
 die man mir bezeigt, eine so feurige Entschlie-
 ßung bey mir nach sich gezogen, besser zu werden, und
 mich derselben würdiger zu machen. Nun will
 ich mich bey jeder Gelegenheit fragen: Wird auch
 die Handlung, die Rede, der Gedanke, der Vor-
 satz, das Wohlwollen rechtfertigen, dessen mich
 zu würdigen, einer von den besten Männern in
 der Welt, sich herabläßt? Mein Brief kann nur
 darum gut gewesen seyn, weil Sie so sehr gütig
 sind: und diese liebenswürdige und mir so noth-
 wendige Eigenschaft an Ihnen, kann auch dem
 gegenwärtigen einige Art von Güte beylegen, sonst
 würde ich vielleicht Ursache haben, sehr übel mit
 demselben zufrieden zu seyn. Ja, theuerster Herr
 Professor, ich habe wirklich das Buch, das Sie
 mir geschickt haben, noch nicht gelesen, ich bin
 aber auf die glücklichste Art dafür eingenommen;
 denn wenigstens in meinen Augen könnte nichts
 den Werth desselben erhöhen, als nur der einzige
 Umstand, wenn Sie es selbst geschrieben hätten.
 Was braucht es auch mehr, als Ihre Empfeh-
 lung? diese wird allen Lehren darinnen einen
 stärkern Eindruck auf mein Herz machen helfen,
 und die Einpflanzung aller guten Grundsätze in
 mein

mein Gemüth ohnfehlbar erleichtern. Zweifeln Sie nicht daran, ich und meine Schwester werden es fleißig lesen. Wie vergnügt haben Sie uns nicht gemacht! — Gestern den ganzen Nachmittag haben wir sonst nichts gethan, als von Ihnen geschwatz, Ihren Brief und in Ihrem Buche gelesen, und uns über beides gefreuet. Stellen Sie sich nur vor, wie wir an einem Tische einander gegen über sitzen; wie meine Schwester, während daß ich arbeite, mir vorliest, und fast bey jedem Blatte, das sie umschlägt, mit einer zufriedenen, lachenden Miene auf, und mich ansieht, den gleichen Beyfall in meinen Augen zu lesen.

Der Wunsch, den Sie für mich thun, (ich danke Ihnen dafür; er ist ein Zeichen Ihrer unschätzbaren Gewogenheit gegen mich;) ist zu groß für meine Fähigkeiten und für meinen Ehrgeiz: Denn der wird befriedigt seyn, und mein Herz wird mir einen sehr beruhigenden Beyfall geben, wenn ich mich versichern kann, daß ich nicht unglücklich in den eifrigen Bestrebungen bin, die ich anwenden will, eine folgsame Schülerin der Frau Beaumont, und also ein gutes Frauenzimmer zu werden.

Es geht mir sehr nahe, und ich leide selbst dabey, daß Sie öfters krank sind. Der Himmel schenke Ihnen noch viele glückliche und heitere Tage! Vielleicht wird dann auch Einer davon unter die angenehmsten meines Lebens gerechnet

werden können, wenn er die reizende Hoffnung erfüllen sollte, die Sie mir geben. Wie vergnügt würde ich nicht seyn, mich mit Einem der würdigsten Männer in einem Zimmer zu befinden, mit ihm zu sprechen, und mich dabey als die glückliche zu betrachten, die er einer solchen Achtsamkeit würdigt. Man darf nicht denken, daß ich gar keine Eitelkeit besitze. Urtheilen Sie also, wie gefährlich mir Ihre Gütigkeit werden könnte. Seyn Sie aber auch versichert, daß ich niemals die zärtlichste Ehrerbietung und die dankbarsten Empfindungen vergessen werde, mit welchen ich mich verbunden erkenne, unaufhörlich zu seyn.

Dresden,

den 28. October 1760.

Verzeihen Sie mir die Länge dieses Briefs.

CXXXVI.

Mademoisell!

Fürchten Sie nichts. Ihr Brief ist mir nicht zu lang; er ist mir selbst durch seine Länge nur angenehmer und ein großer Beweis gewesen, daß Sie gern an mich schreiben. Ich danke Ihnen für alles das Gute, das Sie mir darinnen
sagen,

fagen, aufrichtigst, und ersuche Sie, Ihren Briefwechsel ohne alle Sorge mit mir fortzusetzen, wenn es Ihre Umstände erlauben. Es ist freylich wahr, liebste Mademoisell, daß ich nicht der fleißigste Correspondent bin; allein ich verdiene eine kleine Nachsicht mehr als Andre, weil ich selten durch meine Schuld bin. Schon lange vorher, ehe ich Ihren letzten Brief erhalten hatte, wollte ich an Sie schreiben, und gern schreiben; aber ich ward krank, und vergaß über meinen Beschwerden alles, was mir sonst eine angenehme Beschäftigung ist.

Fahren Sie in Ihrer guten Lektüre fort, liebste Mademoisell, Sie muntere ich dazu auf, ob es gleich für viele Frauenzimmer gut wäre, wenn sie weniger läsen; aber Sie gehören nicht in diese Classe. Sie leben nicht, um zu lesen; sondern Sie lesen, um desto geschäftiger, nützlicher und ruhiger zu leben; und ich habe eine so gute Meynung von Ihrem Herzen und Ihren weiblichen Geschicklichkeiten, daß ich Sie dem besten Manne wünsche. Leben Sie wohl, und grüßen Sie Ihre liebe Schwester vielmal von mir. Ich bin mit besonderer Hochachtung

Leipzig, den 11. März

1760.

G.

C 3

CXXXVII.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich soll nur ohne alle Sorge meinen Briefwech-
 sel mit Ihnen fortsetzen? Und Sie wollen
 wirklich so gütig seyn und es mir erlauben, ob ich
 gleich kaum die Ehre habe, Ihnen dem Namen
 nach bekannt zu seyn? — Das habe ich in der
 That nicht gedacht. Allein, wenn ichs schon
 nicht gedacht habe: so weiß ich mich doch gleich
 darein zu schicken, und mache mir diese Erlaubniß
 mit aller Zuversicht zu Nutze. Sie haben mir sie
 einmal gegeben; daran will ich mich halten, bis
 Sie sie wieder zurück nehmen; und das werden
 Sie doch wohl nicht thun? — Nein; das thun
 Sie nicht; Sie sind viel zu gutherzig, viel zu
 menschenfreundlich dazu. Mein langer Brief,
 und daß ich gern an Sie schreibe, ist Ihnen an-
 genehm, wie Sie sagen? Auch dieß hatte ich kaum
 geglaubt, und doch muß es so seyn: denn recht-
 schaffene Leute überhaupt haben ja niemals Ursa-
 che, anders zu reden, als sie denken. Wie viel
 weniger Sie! Da ich schrieb, schmeichelte ich mir
 gar nicht mit der Hoffnung, eine Antwort zu er-
 halten; noch weniger unterstund ich mich, nur
 einen Augenblick die Absicht zu hegen, Sie dadurch
 in einen Briefwechsel mit mir zu ziehen. Ich ge-
 dachte, so zu sagen, bloß von Ihnen Abschied
 zu nehmen. Aber hernach sah ichs wohl ein, daß
 ich mich selbst nicht recht verstanden hatte; denn
 ich

Ich war immer so unruhig, weil ich nichts davon erfuhr, wie mein Brief von Ihnen war aufgenommen worden, und er ward mir so zuwider, daß ichs gar nicht mehr hören wollte, wenn meine Schwester seiner erwähnte. Und im Herzen, glaube ich, war ich gar böse, daß meine Aeltern mir erlaubt hatten, ihn fortzuschicken. War das nicht recht wunderbarlich von mir? — Sehen Sie, mein liebster Herr Professor, ich erzähle Ihnen das alles, damit Sie von der Freude urtheilen können, die mir Ihr werther Brief gemacht hat, und die Sie mir durch alle diejenigen verursachen werden, die Ihnen dann und wann an mich zu schreiben belieben wird. Drey Zeilen von Ihnen können mich auf eine lange Zeit vergnügt machen; und ich habe nunmehr so viel Vertrauen zu Ihnen, daß ich, wenn Sie auch nicht an mich schreiben, dennoch nicht einen Augenblick an Ihrer Gütigkeit zweifeln will. Da will ich mich unterdessen mit den Gedanken von Ihnen beschäftigen, und dasienige lesen, was Sie sonst schreiben. So habe ichs auch bisher gemacht. Ich habe des Herrn Rabeners Brief an Sie und Ihre Antwort darauf, gelesen und abgeschrieben. Wie krank müssen Sie gewesen seyn, daß Sie nicht einmal dem Herrn C*** L*** zu seiner vortrefflichen Braut haben Glück wünschen können! — Ich kann nicht ohne Betrübnis an die Stelle denken, wo Sie von Ihrem Tode reden. Ich weiß wohl, daß man darum nicht stirbt, wenn man

an den Tod denkt, oder davon spricht; aber es macht mir doch tausend traurige Eindrücke. Mit Ihnen würde ein großer Theil meines Vergnügens dahin sterben. Ihre Schriften bleiben zwar in der Welt, und es werden sich auch immer Leute finden, die Sie kennen, und, wie ich, lieben und verehren, mit denen ich viel Gutes von Ihnen werde sprechen können. Aber ich könnte doch dann nicht mehr an Sie schreiben, und das Angenehme Ihres Andenkens würde allemal mit viel Traurigkeit vermischt seyn. Gott verlängere Ihr Leben, und schenke Ihnen Gesundheit und Kräfte, Ihnen dasselbe angenehm zu machen! Ich bete täglich darum.

Ich habe Sie recht lieb, daß Sie mich des Lesens wegen nicht tadeln. Es würde mir sehr schwer fallen, den Büchern zu entsagen; sie sind fast meine einzige Belustigung. Nur wünsche ich, daß ich auch Nutzen daraus ziehen möge. Wenigstens will ich sorgen, daß weder die Sachen, die ich lese, noch die Art, mit der ich sie lese, mir schädlich seyn sollen. Es ist mir unschätzbar, daß Sie gut von mir denken, und sich sogar die Mühe geben, es mir zu sagen. Lassen Sie es sich nicht gereuen, daß Sie mirs gesagt haben; ich will gewiß einen guten Gebrauch davon machen. So oft es mir einfällt — und das geschieht oft, — daß Sie gut von mir denken; eben so oft will ich meine Bemühung es zu verdienen, verdoppeln, und mich in dem Entschlusse befestigen, recht sehr gut zu seyn. Sie,
der

der Sie vom Werthe der Dinge ein so richtiges Urtheil fällen, schämen sich nicht, fromm zu seyn, und also darf ichs Ihnen wohl sagen, ohne zu besfürchten, daß Sie mich deswegen für ungesittet, oder gar für enthusiastisch halten werden, daß ich zwar noch weit höhere Aufmunterungen kenne, Dasjenige auszuüben, was gut ist; allein ich weiß auch, daß es erlaubt ist, über den Beyfall tugendhafter und würdiger Personen sich zu freuen, und daß man darnach streben, und ihn als eine Aufforderung zu mehr Tugend, anwenden soll.

Meine Schwester und mein Bruder, welcher mir Ihren Brief selbst überbracht hat, empfehlen sich Ihnen mit der vollkommensten Ehrerbietung; und meine Aeltern — mein Vater liebt Sie vornehmlich wegen Ihrer Fabeln, und meine Mutter wegen Ihrer Lieder; eigentlich aber lieben wir Sie um Alles, was wir von Ihnen wissen — meine Aeltern, sage ich, nehmen sich die Freyheit, Sie durch mich von ihrer ausnehmenden Hochachtung zu versichern, und Ihnen für die Gütigkeiten zu danken, womit Sie ihre Tochter beehren.

Ich habe die Ehre zu seyn &c.

Dresden, den 25. März

1761.

Mademoisell!

Jeder Brief von Ihnen überzeugt mich immer mehr, was für ein gutes Frauenzimmer Sie sind; wie viel Freude Sie Ihren Aeltern ietz machen, und wie viel Glück Sie künftig einem Manne seyn werden; und ich fange an, den Briefwechsel mit Ihnen als eine Pflicht zu betrachten, da ich sehe, daß Sie so viel Vertrauen in mich setzen, und durch meinen Beyfall auf Ihrem trefflichen Wege ermuntert werden. Vor gelehrten Frauenzimmern erschrecke ich; weil ich fürchte, daß sie etwas anders sind, als sie seyn sollen. Aber Frauenzimmer von Ihrem Charakter, die über die weiblichen Pflichten, die sie erlernen, sich durch das Lesen guter Bücher den Verstand aufheitern und das Herz edler bilden, diese achte ich sehr hoch: und wenn ich mir solche Frauenzimmer denke, so bin ich oft geneigt, mit dem berühmten und frommen Engländer Doddridge, zu glauben, daß das andere Geschlecht vielleicht die beste und tugendhafteste Hälfte des menschlichen Geschlechts sey.

Fahren Sie fort, diesen Satz durch Ihr Beyspiel zu bestärken, und andere durch Ihr rühmlisches Beyspiel zu eben so guten Eigenschaften zu ermuntern; mir aber geben Sie Gelegenheit, Ihnen nützlicher zu werden.

Das

Daß ein Brief von Herrn Rabenern, nebst einer Antwort von mir, in Dresden in Abschrift herumgeht, hat mich sehr befremdet. Seyn Sie so gütig, Mademoisell, und lassen Sie den meinigen abschreiben und schicken Sie mir ihn; denn ich weiß seinen Inhalt nicht so genau mehr. Ich bin mit wahrer Hochachtung &c.

Leipzig, den 4. April

1761.

G.

CXXXIX.

Ehrender Herr Professor!

Sie machen mich recht unruhig durch das viele Gute, das Sie von mir denken, und zu meinem Lobe sagen. Ich fürchte immer, Sie möchten mehr von mir halten, als ich verdiene, und dann möchten vielleicht Ihre eignen Worte an mir eintreffen, wenn ich Ihnen scheinen kann, was ich mir selbst nicht bin. Was mich aber wieder beruhigt, ist dieß, daß ich mir bewußt bin, daß ich das alles wirklich denke, was ich Ihnen schreibe, und geschrieben habe; und daß nichts Verstelltes darunter ist, oder das erkünstelt wäre, um Sie zu meinem Vortheile einzunehmen. Denn freylich ist Ihre Gewogenheit und Ihr Beyfall etwas so sehr schmeichelhaftes, daß man dadurch einigermaßen entschuldiget seyn würde,

wenn

wenn nur Lügen und Verstellung nicht zwey häßliche Laster wären, die am meisten Verachtung verdienen, und des Beyfalles tugendhafter und rechtschaffener Leute am unwürdigsten machen. Von dieser Wahrheit bin ich so stark überzeugt, daß ich fortfahren will, Ihnen alles, wie ich denke, ohne Zurückhaltung, mit aller nur möglichen Aufrichtigkeit, zu schreiben. Dadurch werden Sie mich mit der Zeit völlig kennen lernen, und wenn Sie da Fehler in meiner Gemüthsart, oder in meinem Verstande entdecken, so weis ich doch, daß Sie mir deswegen Ihre Gewogenheit nicht entziehen werden; sondern, daß Sie vielmehr gütig genug sind, mir meine Fehler zu zeigen, und mir die Mittel anzuweisen, wodurch ich mich bessern kann.

Ob ich einem Manne ein Glück seyn würde, weiß ich nicht. Es möchte sehr eitel seyn, wenn ichs dächte. Ich werde auch schwerlich in diesem Stücke etwas Gewisses von mir erfahren. Ich bin nicht reich genug, um verheirathet zu werden. Ihr Doddridge, mein lieber Herr Professor, erweist uns Frauenzimmern sehr viel Ehre; aber glauben Sie mirs, ich bin mit seinem Urtheile nicht wohl zufrieden. Aus Liebe zur Unpartheilichkeit wollte ich, daß man von beyden Hälften des menschlichen Geschlechts gleich gute Meinungen hegte. Und gewiß, es giebt unter beyden Hälften Leute, die man nicht besser wünschen kann. Sie, und die Frau von Beaumont, sind ein guter
Be-

Beweis davon, und beide, vornehmlich aber Sie, sind mir dadurch, daß Sie mich unterrichten, vergnügen, und zum Guten aufmuntern, so nützlich, daß ich Ihr sehr gütiges Verlangen, mir noch nützlicher zu werden, fast für ganz unmöglich halten muß.

Seit acht Tagen habe ich erfahren, daß des Herrn Rabeners Brief an Sie, nebst Ihrer Antwort, (von welcher ich, Ihrem Befehle zu Folge, eine Abschrift beyschließe) ingleichen ein Brief, den Rabener kurz nach der Belagerung an den Sekretär S * * in Warschau geschrieben, und der ebenfalls lange zuvor, wie die Ihrigen, in aller Leute Händen war, in Berlin gedruckt, und nun in hiesigen Buchläden zu verkaufen sind. Ich kenne den Herrn Rabener nicht: ich glaube aber, daß nicht sowohl er selbst, als vielmehr seine Freunde Schuld sind, daß diese Briefe so sehr gemein, und nun gar herausgegeben worden.

Izt lese und schreibe ich gar nichts, ausgenommen an Sie. Ich bin eine Krankenwärterin, und zwar, was das betrübteste ist, bey meiner Mutter. Sie liegt an Schmerzen in der Hüfte und im Rücken so krank, daß sie sich nicht einmal allein im Bette aufrichten kann. Neulich sagte sie: Es geht mir wie dem armen Gellert, ich muß Geduld haben, wie Er. Sie empfiehlt sich Ihnen, nebst meinem Vater, gehorsamst. Mein Bruder und meine Schwester ver-

sichern

sichern Sie von Ihrer Liebe und Ehrerbietung. Wir reden igt, da wir beyammen sind, recht oft von Ihnen, und wünschen Ihnen tausend Gutes, und ich, mein lieber Herr Professor, wünsche auch mir, daß ich Ihre Gütigkeiten verdienen, und niemals den Vorzug verlieren möge, mich nennen zu dürfen ic.

Dresden, den 7. April
1761.

CXL.

Liebe Mademoisell !

Wenn meine Briefe Ihnen Beweise sind, wie hoch ich Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft achte: so sind sie das, was sie nach meiner Absicht seyn sollen; und wenn Ihnen mein Beyfall über Ihre Art zu denken, zu schreiben und zu leben, eine Aufmunterung ist: So werde ich stets etwas Nützlichers thun, so oft ich an Sie schreibe; so wie ich stets etwas Gutes lese, so oft ich Ihre Briefe lese. In Wahrheit, liebe Mademoisell, Sie sind eine meiner besten Correspondentinnen, Dieses Geständniß muß ich Ihnen aus Aufrichtigkeit wiederholen, und wegen Ihrer großen Bescheidenheit darf man es ohne alle Furcht thun. Es wird Sie nicht stolz, es wird Sie nur beherzter machen, ein gutes Frauenzimmer zu seyn, und
die

die glücklichen Umstände mit frohem Danke zu erkennen, in denen Sie geboren und erzogen sind. Sie müssen eine sehr gute Erziehung genossen haben; und welches Glück ist dieses nicht, an der Hand sorgfältiger und weiser Aeltern so geleitet werden, daß wir früh das Beste kennen, lieben und ausüben lernen! Diese Erziehung wird Sie allerdings in den Stand setzen, einen rechtschaffenen Mann einmal glücklich zu machen; denn eine fromme, verständige und liebevolle Frau ist ohne Ausnahme das Glück eines Mannes. Ich gebe es gern zu, daß viele Männer bey ihrer Wahl auf das Vermögen sehen; auch wohl darauf zu sehen Ursache haben. Aber dennoch ist es die geringste Aussteuer eines Frauenzimmers; und Sie sind desto sicherer, wenn Ihnen künftig ein Mann die Hand anbietet, daß er Sie selbst, und nicht Ihre Erbschaft sucht. Ich kann niemals ohne Bewunderung den vortrefflichen Charakter lesen, den Salomo von einer guten Frau entwirft, und mit den Worten schließt: Viel Töchter bringen Reichthum; ein solch Weib aber übertrifft sie alle; Lieblich und schön seyn ist nichts. Ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben.

Unverheirathete Frauenzimmer können kein vortrefflicheres Bild von dem, was sie werden sollen, und verheirathete, von dem, was sie seyn sollen, vor Augen haben, als dieses Gemälde der Tugenden und Pflichten einer Frau. Ich fange schon

schon an, Sie, gute Mademoisell, (so parthenisch werde ich,) bloß einem meiner Freunde zu gönnen. Ihre Verbesserung, die Sie mit des Doddridge Aussprüche vorgenommen haben, und die ich gern billige, scheint doch, weil sie so gütig ist, das Urtheil dieses Mannes immer noch zu rechtfertigen. Die so gute Meynung, die Sie von mir hegen, haben Ihnen vermuthlich meine Schriften beygebracht. Ich würde vielleicht selbst so denken, wenn ich an Ihrer Stelle wäre; gleichwohl würden Sie, wenn Sie an der meinigen wären, sehr demüthig an der völligen Richtigkeit eines so günstigen Urtheils zweifeln.

Ihre Nachricht von dem gedruckten Briefe hat mich sehr erschreckt; mehr als ich Ihnen sagen mag. Was ist Ruhm für ein gefährliches Glück! Bald möchte ich mit Gallern sagen:

O selig, wen sein gut Geschick

Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke!

Also ist kein Brief mehr sicher, sobald er aus meiner Hand ist? Doch ich will nicht eifern; ich will Ihnen für die Abschrift und auch für die böse Nachricht danken.

Leben Sie wohl, und wünschen Sie Ihrer lieben kranken Mama Muth und Gesundheit in meinem Namen.

Leipzig,

den 15. April

1761.

G.

CXLI.

Thuerster Herr Professor!

Am 15. April waren Sie so gütig, einen Brief an mich zu schreiben; am 17. früh erhielt ich ihn zu meinem größten Vergnügen; heute haben wir den 19., und hier sitze ich schon wieder mit der Feder in der Hand, um Ihnen meine Dankagung dafür abzustatten. --- „Das ist zu bald; (spricht ein gewisser Mensch, der manchmal sehr weise thut) einem Manne, der mehr zu thun hat, als deine Briefe zu lesen, mußt du nicht so oft beschwerlich fallen. Eine Unhöflichkeit ist es, es ist wahr, zu sorglos und nachlässig, im Umgange und in der Correspondenz mit solchen Personen zu seyn, die uns damit Ehre erweisen. Doch muß man sie mit nichtsbedeutenden Briefen nicht so bombardiren.“ --- Der gute Mensch! Er hat noch kein Bombardement erfahren; sonst würde er sich zu so gelinden Dingen keines so gewaltsamen Ausdrucks bedienen. Mit allem dem mag er wohl Recht haben, und ich kann auch Recht haben, und doch deswegen nicht seinem, sondern meinem Willen folgen. Sehen Sie nur, mein lieber Herr Professor, wie ichs machen will. Ich will immer heute schreiben, weil ich so große Lust dazu habe. Hernach kann ich ja meinen Brief acht oder vierzehn Tage, oder so lange es das Ceremoniel, (mit welchem ich allerdings nicht recht bekannt bin) erfordern wird, liegen lassen.

G. Briefe.

D

Dieses

Dieses Mittel gefällt mir außerordentlich wohl, und ich glaube sogar eine Art von Delikatesse darinnen zu entdecken; denn dadurch beweise ich --- es scheint mir wenigstens so --- meinen Eifer und meine Sorgfalt in Beobachtung meiner Schuldigkeit und das Vergnügen, das ich daran finde; und dann zeige ich zugleich auch meinen Gehorsam gegen das, was Höflichkeit und Bescheidenheit vorschreiben. Was sagen Sie dazu? Gefällt es Ihnen nicht auch? ---

Wenn ich Ihnen doch immer so schriebe, daß es Ihnen gefiele, und daß Sie denken könnten, Sie läsen etwas Gutes! so würden Sie immer, und mit Recht glauben, etwas Nützliches zu thun, so oft Sie mich Ihres unschätzbaren Beyfalls versichern. Stolz wird er mich nicht machen: so weit haben Sie mich schon gebracht, daß ich darüber hinweg bin; aber aufmuntern wird er mich allerdings, recht gut zu seyn, immer besser zu werden, und mich zu freuen, daß ich so viel Beförderung und Anleitung dazu gefunden habe, ohne die Hindernisse anzutreffen, die vielleicht Andere auf ihrem guten Wege aufhalten, oder gar davon abführen können. Glauben Sie nicht etwa, daß ich bisher, auf eine undankbare Art fühllos, dieses große Glück übersehen, oder mich für weniger glücklich gehalten habe, weil meine äußerlichen Glücksumstände gering sind, und mir diejenigen Vortheile versagen, die bey manchen Gemüthsbeschaffenheiten, vielleicht auch bey meis-

ner,

ner, zu solchen Hindernissen werden können. Man kann nicht stärker überzeugt seyn, als ichs bin, daß Gott unendlich weise und gütig ist, und bey Bestimmung unserer Schicksale allemal dasjenige wählet, was in vollkommenstem Verstande für uns das Beste ist; und diese Ueberzeugung ist Ursache, daß die Zufriedenheit und Dankbarkeit, mit welcher ich das Vergangene überdenke, nicht größer ist, als das Vertrauen und die Zuversicht, womit ich auf das Zukünftige hinaus sehe. Und gesetzt, ich fände Ursachen, die Ausichten vor mir, nach menschlichen Begriffen, nicht für glücklich zu halten: so kann mich doch dieß nicht unruhig machen. Das Leben ist kurz; und wir leben nicht in der Welt, um ganz glücklich zu seyn.

Um wohl zu sterben, will ich leben.
 Der Herr, der alles Fleisch erhält,
 Wird mir, so viel ich brauche, geben
 Ihm werth zu seyn, der Tugend nachzustreben,
 Dieß sey mein Sorgen auf der Welt.

Der Charakter, den Salomo von einer guten Frau zeichnet, ist sehr vollkommen und den Einsichten dieses weisen Mannes anständig. Vielleicht würde er weniger selten seyn, als er ist, wenn alle Männer so richtige Begriffe von demjenigen hätten, was den wahren Werth eines Frauenzimmers ausmacht, und folglich im Stande wären, ihre Wahl darnach einzurichten. Doch daran ist nichts gelegen, und man muß sich da-

durch nicht irre machen lassen. Genug, daß die Männer so denken, und die Frauenzimmer so leben sollten.

Ihre Partheylichkeit, mein lieber Herr Professor, verdiene ich zwar im geringsten nicht. Dennoch will ichs Ihnen gestehen, daß sie mir so wohl gefällt, daß ich Ihnen nothwendig dafür verbunden seyn muß. Ich würde mich selbst keinem Andern, als einem Ihrer Freunde gönnen, wenn mir also zu reden erlaubt ist. Und es kann mir, denke ich, erlaubt seyn; denn dieser Gedanke läßt eine sehr allgemeine Anwendung zu. Jeder rechtschaffene Mann, dessen Herz tugendhaft und empfindungsvoll ist, muß Sie lieben und Ihr Freund seyn. Ein Anderer aber, der das nicht ist, hat auch kein Recht, mir zu gefallen.

Ob ich an Ihrer Stelle so gar demüthig seyn würde, das kann ich nun eben nicht für gewiß nachsagen. Ich fürchte immer, ich würde auf wunderliche Einfälle gerathen seyn, und deswegen halte ichs für weit sicherer für mich, daß ich an meiner Stelle bin.

Ich habe die Ehre zu seyn ic.

Dresden, den 19. April

1761.

Den 28. April. Ihres Herrn Bruders Brief ist am Montag nach Warschau abgegangen. Mein Vater wird allemal mit Vergnügen dasjenige ausrichten,

richten, was Sie ihm aufzutragen belieben werden. Ob ich gleich noch sehr wenig Platz übrig habe, kann ich doch nicht unterlassen, Ihnen für das Zettelchen an mich zu danken, womit Sie den Brief Ihres Bruders begleiteten. Ich möchte Ihnen gern recht weitläufig sagen, warum ich es besonders lieb habe. Nun besitze ich ein Papier, darauf es ausdrücklich geschrieben steht, daß Sie mein Freund sind. Dieses einzige Wort macht mich so vergnügt, und bestärkt mich so sehr in allen meinen guten Entschlüssen, als der längste und lehrreichste Brief kaum hätte thun können. Lassen Sie meine Bemühungen Ihrer Freundschaft — darf ich so sagen? — würdig zu werden, anstatt eines bessern Dankes gelten, und nehmen Sie gütig die Liebe und die Ehrerbietung an, die ich zeitlebens gegen Sie hegen werde.

CXLII.

Liebste Mademoisell!

Zur Vergeltung für Ihren lieben schönen Brief, den mir Ihr Herr Bruder heute, den 2. May, überbracht hat, will ich Ihnen auch heute noch danken, und Ihnen sagen, was ich gewiß nicht allen meinen Correspondenten sagen möchte, daß Sie mir nie zu früh und zuviel antworten können,

nen, wenn es anders Ihre Geschäfte zulassen. Anstatt daß ichs, mit Ihrem Herrn Bruder, als einen Fehler ansehen sollte, daß Sie mir so fleißig und eiligst schreiben, so sehe ichs vielmehr als eine Tugend an, in der es Ihnen hundert Frauenzimmer entweder gar nicht, oder nur aus Zwang, würden nachthun können. Denn wenn sie auch Ihre Geschicklichkeiten im Schreiben besäßen: so sind doch Geduld und Ernsthaftigkeit selten die Tugenden eines jungen Frauenzimmers. Der Inhalt unserer Briefe ist wirklich sehr ernsthaft, und Ihre Geduld erkenne ich nicht bloß aus der Länge Ihrer Antworten, sondern auch aus der Genauigkeit und Richtigkeit, alles zu beantworten. Ja, ich muß offenherzig gestehen, daß Sie bey unserer Correspondenz die schwere Seite tragen, und ich die leichte. Sie antworten mir genau, und ich antworte Ihnen bequem. Gesezt, unsere Briefe kämen einmal auf die Nachwelt; so würde die Nachwelt sagen, was ich hier gesagt habe, und je mehr ich verlore, desto mehr würden Sie gewinnen. Es ist indessen gut, meine liebe Freundin, daß der Gedanke von der Nachwelt oder Welt auf unsern Briefwechsel keinen Einfluß hat; denn durch ihn könnte das ungewöhnliche Gute und Schöne Ihrer Art zu denken und zu schreiben gar leicht verloren gehen. Eben darum, weil Sie in einer andern Verfassung und Absicht schreiben, schreiben Sie mit Glück, mit Nutzen, und als

lezeit

Zeit mir zur Freude. Ich bin mit wahrer
Hochachtung

Leipzig, den 2. May

1761.

G.

CXLIII.

Liebste Freundin!

Das waren harte Tage, sehr schwere, harte
Tage! Aber diese kurze Klage sey auch mei-
ne ganze Klage; denn was ist das für ein Christ,
der nicht im Leiden Geduld beweisen und lernen
will; er, der auch im Elende Gott noch preisen
soll? O wie beschämt ward ich, liebste Freundin
als ich vorigen Sonntag traurig und niederge-
schlagen in die Kirche trat, und bey dem Eintrit-
te das Lied von den Schülern mir entgegen singen
hörte: O Herr mein Gott durch den ich bin
und lebe, gieb, daß ich stets mich deinem
Rath ergebe &c. Bist du der Mensch, dachte ich,
der dieses Lied gemacht, und seine Kraft nicht im
Herzen hat? So dachte ich, und fieng an bitter-
lich zu weinen, und um Muth und Freudigkeit zu
beten und zu kämpfen.

Heute, Mittwochs, will ich diesen Muth in
diesem meinem Briefe an Sie zu beweisen suchen,
nicht klagen, sondern Gott danken, der alles,
alles wohl macht, und Niemanden über Vermö-

gen versucht werden läßt. Wie, wenn ich krank wäre, daß ich auch diesen Brief nicht mehr schreiben könnte; und das bin ich ja noch nicht! Gestrost also! Wir wissen nicht, was zu unserm Besten dienet; aber Gott weis es, und Gott ist die Liebe, auch wenn er uns züchtiget. Dieser Glaube muß unser Trost seyn. Es ist ja noch eine ganze Ewigkeit voll Seeligkeit für uns übrig, die wir glauben, und auf sein Wort hoffen. Diese Betrachtungen scheinen freylich mehr ein Brief, oder eine Rede an mich, als an Sie, zu seyn; aber ich weiß doch, daß Sie solche Gedanken, Gedanken der Religion, schätzen und lieben, wo Sie sie auch immer finden, in dem Briefe des Freundes, oder in einem guten Buche. Der Ernst der Religion hat die Eigenschaft, daß er das Herz freudig und getrost macht; und dieses wollen wir ja gern alle Tage unsers Lebens seyn.

Gott gebe Ihnen und Ihrem Hause Gesundheit und alle Zufriedenheit! Ich bin mit wahrer Hochachtung zc.

Leipzig, den 16. Sept.

1761.

G.

Den 22. Sept. Sie haben nichts verloren, daß mein Brief so spät abgeht. Einige schwere Zufälle ließen mich, seitdem ich ihn geschrieben, an nichts denken, als an die Pflichten gegen mich selbst. Heute, und das sey Gott gedanket! genieße

niese ich einige Erholung; dieses melde ich Ihnen und überschicke Ihnen meinen Brief. Leben Sie wohl!

CXLIV.

Thuerster Herr Professor!

Daß die Besserung, die Sie an dem Tage zu empfinden angefangen, an welchen Sie mir Ihren letzten schönen Brief, einen Brief, der mich gleich stark gerührt und erbaut hat, überschickten, von Beständigkeit gewesen seyn möge: Das wünsche ich nicht allein von ganzem Herzen, sondern ich hoffe es auch zugleich so sehr; (denn wie leicht hofft man nicht, was man sehnlich wünscht? und wie gegründet hofft man es nicht, wenn man Gott, der uns alles gewähren kann, was er für gut findet, ernstlich und in der Ordnung, in der man bitten soll, darum gebeten hat!) Daß ichs iht wage an Sie zu schreiben, um so vielmehr da der eingeschlossene Brief mir zur Entschuldigung dienen kann, wie er denn auch wirklich meine Veranlassung ist.

Ihre Gedanken, liebster Herr Professor, schätze und liebe ich allemal; aber die Gedanken in Ihrem letzten Briefe würde ich schätzen und lieben, auch wenn ichs nicht wüßte, wer ihn geschrieben hätte; und die Abschilderung, die Sie

mir von dem Zustande Ihres Gemüths beytm Eintritt in die Kirche, und von den Empfindungen machen, die Ihr Lied in Ihnen erregt, haben mich unaussprechlich gerührt. — Mein Gott! dachte ich, warum genießen so viele das Glück der Gesundheit, die es nicht schätzen, die dich nicht dafür loben, und es nicht zu deiner Ehre und nach deinem Wohlgefallen gebrauchen? Und einem Manne, den du liebst, der den Werth dieser Wohlthat zu schätzen wüßte, der dich dafür loben und sie zu dem Endzwecke, zu welchem du sie erzeigst, anwenden würde, dem versagst du sie? — Aber war das nicht verwegen? Sie sind frömmere, als ich; Sie denken gewiß nicht so. Ich sah es nicht sogleich ein; sonst hätte ich es gewiß auch niemals gedacht. Wie leicht kann man fehlen! und wie viel Vorsichtigkeit ist nöthig, auch bey den besten, unschuldigsten Regungen! War es nicht, als ob ich mich für weiser und billiger, als unsern Gott hielte, der doch allein weis, was zu unserm Besten dienet, und der die Liebe ist; oder, als ob ich glaubte, er handle nach bloßem Eigensinne mit uns Menschen? — Wie viel Dank weiß ich es nicht Ihren nachfolgenden Gedanken, die mich wieder zurückbrachten, und es mir empfindbar machten, wie heilsam und tröstlich es sey, sich Gott in seiner Liebe, Weisheit und Allmacht zu denken, diesen drey Eigenschaften, nach welchen er unser Glück will, was dazu dienet, kennt, und ein uneingeschränktes Vermögen besitzt, es uns zu

ver-

verschaffen! Eine ganze Ewigkeit voll Seeligkeit wartet unser. Dort also: nicht hier, wird das Gute belohnt. Hier ist alles Vorbereitung. Glück und Unglück, Lust und Schmerz sind einerley; sind beides Prüfungen. Nur unser Verhalten dabey entscheidet unsern Zustand, und macht denselben glücklich oder unglücklich; und wer weiß, ob es nicht gefährlicher ist, durch Glück und Freude geprüft zu werden. Wenigstens wird mehr Stärke des Geistes dazu erfordert, sich weise dabey aufzuführen. Es mag wohl selten geschehen, daß wir Glück und Freuden für das halten, was sie sind, nämlich für Prüfungen. Sie schmeicheln unsern Empfindungen zu sehr, bemächtigen sich unserm Herzens, lassen uns nicht die gehörige Freiheit nachzudenken, und besitzen uns, anstatt daß wir sie besitzen sollten. Wir betrachten sie als billige Belohnungen; genießen derselben in Sicherheit, und vergessen darüber, auf unserer Hut zu seyn. Bey Widerwärtigkeiten im Gegentheil, hört die Zerstreung auf. Sie lassen uns mehr in unserer eigenen Gewalt; sie unterrichten uns von der Unbeständigkeit und Unzulänglichkeit irdischer Glückseligkeiten; und die Beraubung des Vergnügens und der Zufriedenheit treibt uns an nach etwas zu streben, das uns schadlos halten könne, und wesentlicher und beständiger als jene sey; und wo fänden wir das sonst, als in Gott und in der Ausübung des Guten? Denn diese allein giebt uns Freudigkeit zu ihm, und wir wissen wohl!

wohl, daß wir ohne dieselbe uns keine Rechnung auf seinen Beystand und seine Hülfe machen können. Ich weiß nicht, ob ich richtig unterscheide; aber ich bin schon seit langer Zeit davon überzeugt, und vielleicht ist diese Ueberzeugung nöthig, um solche, die hier wenig Glück haben, vor der Versündigung des Murrens und der Unzufriedenheit zu bewahren. Denn wenn ich annehme, daß alles Prüfungen sind, und daß es sicherer für uns ist, durch Unglück als durch Glück geprüft zu werden: so muß so gar, wenn ich mein Bestes liebe, meine Vernunft mich hindern, Kleinmüthig oder unzufrieden zu seyn; zumal da das Leben so kurz, und am Ende desselben, daß man sich ja zu seinem Troste, und zu seiner Ermunterung, immer als sehr nahe vorstellen kann, nicht das geringste daran gelegen ist, ob es glücklich oder unglücklich gewesen, sondern ob es in beiden Fällen wohl oder übel geführet worden. — Ich halte mich wohl, mein lieber Herr Professor, zu lange bey Sachen auf, von welchen Sie weit besser zu reden wissen. Aber die Materie, auf die Sie mich gebracht haben, gefällt mir; ich lerne gern von Ihnen; rede gern mit Ihnen davon; und es ist natürlich, daß ich mich freue, wenn ich bedenke, daß wir durch Gottes Gnade so selig sind, daß nichts, nichts uns begegnen kann, das im eigentlichen Verstande ein Unglück für uns wäre, oder das wir nicht durch unser Wohlverhalten dabey, in einen wahren Segen verwandeln könnten.

könnten, dessen wir noch in alle Ewigkeit genießen sollen; denn wir haben ja die Verheißung, daß Geduld, Ergebung und Unterwerfung im Leiden, uns im Himmel wohl belohnt werden soll. Freylich sind diese Tugenden unsere Pflicht; aber Gott ist so gütig, daß er sie belohnen will, nicht anders als ob sie Verdienst wären. Je mehr er uns also Leiden zuschickt: desto mehr Gelegenheit giebt er uns, diese Tugenden auszuüben: und desto größere Belohnung haben wir zu erwarten, und dieß ist ein großer Trost. Leben Sie recht wohl. Ich habe die Ehre zu seyn.

Dresden, den 2. Oct.

1761.

CXLV.

Liebste Freundin!

Ullerdings sind Glück und Unglück, frohe und traurige Begegnisse Prüfungen, bei denen wir unsern Gehorsam gegen Gott üben sollen; und in Ansehung der glücklichen Tage, die wir insgemein so zu nennen pflegen, mag es wohl sehr wahr seyn, daß sie schwerer zu tragen sind als die traurigen. Die Tugenden, zu welchen uns die Tage des Glücks verbinden, ich meyne die Mäßigung in dem Genusse der Freuden des Lebens,

Dank

Dankbarkeit und Demuth gegen die unverdienten
 göttlichen Wohlthaten, Vertrauen auf die ferne-
 re gnädige Fürsorge Gottes und Eifer, andre
 Menschen auch gleich uns glücklich zu wissen und
 gern glücklich zu machen, scheinen leichtere und fro-
 here Tugenden zu seyn als die Tugenden im Elende;
 als Gelassenheit, Geduld und nöthige Ergebung
 in anhaltenden Widerwärtigkeiten, die Gott schickt,
 oder zuläßt. Allein die Natur eines ungestörten
 Glücks, das die Sinnlichkeit, die Eigenliebe, den
 Stolz und Reichsinn unsers Herzens unvermerkt
 nährt, und ihm schmeichelt, macht durch diese
 heimlichen Feinde die Ausübung der Pflichten des
 Gehorsams in guten Tagen gemeiniglich schwerer,
 als wir im Anfange denken. Wir erinnern uns
 zwar an diese Tugenden, wir sprechen von ihnen,
 loben sie, bewundern sie, beten um dieselben, und
 meynen, daß wir sie haben und ausüben, weil wir
 ihre Nothwendigkeit und Vortreflichkeit einsehen;
 und entfernen uns doch täglich mehr von ihnen, bis
 wir endlich durch sichtbare Vergehungen aus dem
 Schlummer der guten Meynung von uns selbst er-
 wachen. Ja, liebe Mademoisell, wenn das Elend,
 das uns trifft, unverschuldetes Elend ist: so sind
 die bösen Tage für ein christlich Herz leichter zu tra-
 gen, als es die guten meistens nicht sind; und wenn
 sie auch nicht leichter zu tragen wären: so sind
 doch die Züchtigungen in Ansehung ihres heilsamen
 Einflusses auf das Glück unserer Seelen, wenn sie
 geduldig überstanden sind, unaussprechlich große
 Wohl-

Wohlthaten, für die wir Gott, der mit uns, als
 kranken Seelen, verfahren muß, noch ewig danken
 werden. So denkt ein Christ und tröstet sich. Aber
 ach! haben wir nicht oft die meisten Leiden verdient,
 und wo nicht stets die, die uns treffen, doch andere,
 und oft härtere, die uns nicht treffen? Und wir
 können verlangen, daß es uns immerdar wohl ge-
 hen soll? Wie unbillig und begehrllich ist der Mensch!
 Und wie unglücklich würde er seyn, wenn ihm
 nichts wiederführe, als was er wünscht!

Ich merke, daß ich krank bin, liebe Mademoi-
 sell, weil ich einen Gedanken, den ich Ihnen in
 wenig Zeilen hätte beantworten und getrost zuges-
 eben können, so weitläufig umschrieben habe. Aber
 das Vergnügen, mit Ihnen so ernsthaft reden zu
 können, entschuldigt einen Theil der Länge dieses
 Briefs; und heimlich mag ich ihn wohl wieder
 mehr an mich, als an Sie, geschrieben haben.
 Doch nun auch kein Wort weiter auf heute. Mor-
 gen beantworte ich vielleicht eine Stelle aus Ih-
 rem Briefe, die mich angeht. Wenn ich ein Va-
 ter wäre, und meine Tochter hätte diesen Ihren
 Brief geschrieben: so würde ich vor Freuden ge-
 weinet haben; das weiß ich gewiß. Leben Sie
 wohl, beste Correspondentinn.

Leipzig,

den 7. October 1761.

Den

Den 8. October. Sie sind frömmere als ich — so sagen Sie, und ich glaube sicher, daß Sie es für wahr halten. Allein habe ich nicht eben die Pflicht so günstig von Ihnen zu denken, als Sie von mir denken? Unstreitig! Ich erschreke, so oft ich meine Tugend gelobt finde, vermuthlich weil ich allemal an meine Fehler denke, die andre Menschen, denen ich so gut vorkomme, nicht wissen, oder sehen können. In der That will und darf ich Ihnen Ihre gute Meynung von mir nicht benehmen; aber bitten darf ich Sie wohl, daß Sie Ihre gute Meynung nicht immer meinen Lobspruch seyn lassen. Ein solches Geständniß der Bescheidenheit und Demuth (so dachte ich, als ich die angeführte Stelle Ihres Briefs las) ein solches Geständniß kann dieses Frauenzimmer thun, und sie thut es gewiß von Herzen. Ist sie nun nicht eben deswegen besser als du? Würde es dich nichts kosten, wenn du ihr eben das sagen solltest? Und gleichwohl fällt es dir gar nicht schwer, es zu denken und in Gedanken für wahr zu halten. Ist sie also nicht bescheidener als du? Das Uebrige Ihres Briefs will ich nicht beantworten. Ich lese Sie gern, wenn Sie munter schreiben; ich lese Sie gern, wenn Sie ernsthaft schreiben; und ich danke Ihnen freundschaftlichst, daß Sie so oft, und so gern, und so viel an mich schreiben. Leben Sie stets wohl!

Den 18. Oct. Nachmittags. Schon wieder einen Brief von Ihnen, für den ich Ihnen geschwind

mein schätzbaren Versprechens, den Briefwechsel mit mir noch ferner zu unterhalten, würdiger machen könnte, und alles zu vermeiden, was die Erfüllung Ihres mir noch schätzbaren Wunsches, ihn zu meinem wahren Vortheile unterhalten zu können, verhindern würde. Ich bin gewiß, daß dieser Wunsch erfüllet werden wird, so lange ich nichts von dem, was Sie schreiben, aus einer undankbaren leichtsinnigen Unachtsamkeit vergesse, oder mir etwas ingeheim verzeihe und nachsehe, was ich mir unter ihrer Aufsicht und vor Ihren Augen nicht erlauben würde.

Sie mein Schuldner? --- Nein, liebster Herr Professor; ich weiß zu gut, wofür ich Ihnen verbunden seyn muß. Ich will gern Ihre Schuldnerinn seyn. Es ist mir Freude und Ruhm. Ich würde weniger froh, weniger glücklich seyn, wenn ich weniger Ihre Schuldnerinn wäre. Mein Vater hat über meinen und über Ihren Brief geweint, und es fehlt wenig, daß ich nicht über Ihre Gütigkeit weine. Wie rührend ist der Lobspruch, den Sie meinem Briefe ertheilen! --- Wenn Sie ein Vater wären --- Wie viel Freuden würden da Ihre seyn! Wie gut, wie lebenswürdig müßte Ihre Tochter seyn! --- Sie wäre; das weiß ich gewiß, Sie hätten erlaubt; meine Correspondentinn und Freundinn geworden. Wie würden wir uns unter Ihrer Aufsicht, Eine die Andre geliebt, vergnügt und ermuntert haben! ---

Ich

Ich kann mir nicht helfen; ich muß es Ihnen noch einmal wiederholen: Sie sind doch frömmere, als ich. Es kam mir sehr leicht, sehr natürlich vor, Ihnen offenherzig, ohne Kränkung meiner Eigenliebe, nach meiner Ueberzeugung zu sagen, daß Sie frömmere sind, als ich. Hätte ich aber eine Widersehung bey mir empfunden, dieses ungeachtet meiner innerlichen Ueberzeugung zu thun: so weiß ich nicht, ob ich mich würde haben überwinden können, Ihnen diese Widersehung zu gestehen. Und gleichwohl sagen Sie mir etwas von der Art, so gütig, so ungezwungen, so edel --- ich will es Ihnen nicht einmal sagen, wie viel Tugend ich in diesem Theile Ihres Briefs finde. In der That, ich fühle die allerangenehmste Zufriedenheit; Sie als den Mann zu denken, den die Welt in Ehren hält, den die Rechtschaffnen lieben, den auch die Hochschätzen, die es nicht sind. Und wenn Sie sich hierbey an den Namen meines Freundes erinnern, den Sie sich --- nie werde ichs Ihnen verdanken können --- selbst gegeben haben: so wird es Ihnen nicht schwer fallen, diese Empfindung zu erklären. --- Welch Glück für mich, Ihre Freundschaft erlangt zu haben! Sie schon ein Jahr zu besitzen, und versichert zu seyn, daß ich sie nie (es müßte denn durch meine Schuld geschehen, und dafür will ich mich durch Gottes Hülfe hüten) verlieren werde! Bestes, großmüthiges Geschenk! Ich kenne seinen ganzen Werth; ich fühle die ganze Stärke

der Verbindlichkeiten, die es mir aufliegt, gut und tugendhaft zu seyn.

Sehen Sie, liebster Herr Professor, dieß (ich meine die Glückseligkeit, einen Freund zu besitzen, wie Sie mir sind) dieß ist eine unschädliche Art von irdischer Glückseligkeit, die man mit völliger Sicherheit ohne Gefahr genießen kann, und bey der man eben um deswillen mehr glücklich, als bey andern ist. Doch die Ewigkeit gewinnt allemal ihre Sache ganz. Wäre das Glück der Freundschaft eine bloß irdische und also endliche Glückseligkeit, so würde sie viel verlieren, und kaum den Namen verdienen. Es würde für unsre Ruhe gefährlich seyn, sich derselben zu sehr und zu sicher zu überlassen; und die Furcht vor der Vernichtung unsrer Glückseligkeit, zu welcher ein jeder Augenblick bevollmächtigt seyn kann, würde uns alle Süßigkeit des Genusses rauben. Allein wir sind besser unterrichtet. Wir wissen, daß die Freundschaft eine Glückseligkeit für den Geist, gleich ihm unsterblich, nur hier ihren Anfang nimmt, um ewig mit ihm in unendlich größerer Vollkommenheit fortzudauren. Ich freue mich auf alles, was ich auch hierinnen in der Ewigkeit gewinnen soll. Sie sehen, mit Ihnen sprechen, oder irgend eine fromme Pflicht gemeinschaftlich mit Ihnen ausüben, wie ich dort thun werde; ohne Furcht, Sie wieder zu verlieren; dieses ist ein Glück, das ich vielleicht hier immer werde entbehren müssen, das mir aber aufbehalten

zen ist. O wenn man an alles dieses genug gedächte: so würde man die Freundschaft allemal anwenden, worzu sie gegeben ist; und nicht so traurig sehn, wenn unsre Freunde uns verlassen, oder wir sie verlassen müssen. Ich habe auch Freunde, die mir sehr lieb waren, durch den Tod aus dem Gesichte (nicht aus dem Herzen,) verloren; aber ich bin nicht mehr betrübt darüber. Ich weiß, daß sie mich noch lieben, daß ich sie wieder finden und eine ganze Ewigkeit mit ihnen zubringen soll. ---

Ist denn Niemand da, der mir befehlt aufzuhören? --- Ich bin doch sehr unbedachtsam. Ich werde es noch so weit treiben, daß Sie meiner überdrüssig werden. Wenigstens müssen Sie mich für außerordentlich geschwätzig halten. Aber Sie wissen wohl, daß Sie sich bey mir bedankt haben; und wofür? Dafür, daß ich so oft, und so gern, und so viel an Sie schreibe. Leben Sie wohl, stets wohl, und verzeihen Sie nur heute --- es ist der Neujahrstag unserer Correspondenz --- Ihrer

Dresden,

den 21. October.

1761.

Liebste Freundin!

In der That habe ich ein großes Vergnügen eingebüßt, daß ich die Reise nach Dresden mit meinem Bruder nicht habe thun können, und also auch nicht die Person habe kennen lernen, die mir durch Ihre Briefe so viel Freude, und ihrem Verstande und Herzen in meinen Augen durch dieselben so viel Ehre macht; die mir so viel wahre Hochachtung bezeigt, und die mich gewiß eben so gern würde gesehen haben, als ich sie hätte sehen und sprechen mögen. Mein Bruder, liebste Mademoisell, hat mir freylich diesen Verlust durch seine Erzählungen von Ihnen und Ihrem guten Charakter zu ersetzen gesucht; aber alle Geschichte, wenn sie auch noch so gut gesagt wird, läßt unserer Wissbegierde immer noch viele Fragen übrig, die nicht jeder Zeuge beantworten kann. Genug, er ist Ihr und Ihrer lieben Schwester Lobredner, und spricht von Ihrem ganzen Hause so, wie man spricht, wenn man mit Vergnügen und Hochachtung von Abwesenden redet.

Gehen Sie den Weg, auf dem Sie so glücklich fortgerückt sind, immer freudig fort. Es ist der Weg des stillen Verdienstes, der zur Zufriedenheit führet. Zwar fürchten Sie sich immer vor Ihren Fehlern. Das, mein gutes Kind, thue ich auch. Aber mir fällt dabey öfters der Gedanke eines sehr frommen Mannes ein; „Vor meinen Fehlern, sagte

„er, fürchte ich mich nicht sehr; diese machen mich
 „behutsam und demüthig. Weit mehr fürchte ich
 „mich vor meinen Tugenden; denn diese machen
 „mich leicht stolz.“

Alles dieses würde ich Ihnen schon vor eini-
 gen Wochen gesagt haben; aber ich war zu krank,
 es Ihnen gern zu schreiben, und hoffte immer auf
 eine heitere Stunde. Ich kann nicht sagen, daß
 ich sie eben jetzt hätte; aber ich habe doch so viel
 Gewalt über mich, den Fehler zu empfinden, den
 ich begehen würde, wenn ich meiner besten Corre-
 spondentin noch länger auf zween Briefe nicht we-
 nigstens etliche Zeilen antwortete. Der ganze erste
 Monat des Jahres ist ohne Brief an Sie verstri-
 chen, und schon auch die Hälfte des zweiten; das
 geht wohl zu weit. Vielleicht verbessere ich diese
 Fehler in der Folge, wenn ich weniger Versuchung
 habe sie zu begehen. Ob ich jetzt gesünder bin als
 jezt hin? Das kann ich wohl nicht ganz mit Wahr-
 heit sagen, gute Mademoisell, aber ich danke Gott,
 daß meine Beschwerden erträglich sind, und mich
 ermuntern helfen, immer besser zu leben und zu
 sterben. Daß Sie mir tausend Gutes wünschen
 und herzlich für mein Glück beten: das weiß ich
 gewiß, und danke Ihnen dafür zeitlebens mit der
 Liebe eines Freundes und Bruders.

Leipzig, den 13. Febr.

1762.

G.

E 4

CXLVIII.

Thuerster Herr Professor!

Nun habe ich Ihren Herrn Bruder erst recht lieb: oder, wenn es besser gesagt ist: nur liebe ich ihn noch einmal so stark als zuvor, weil er Ihnen so viel gutes von mir sagt, und überhaupt so gutig von uns geurtheilt hat. Ich bin doch recht glücklich, ihm gefallen zu haben; und ich freue mich darüber: nicht aus Eitelkeit, gewiß nicht! aber ich denke, ich müsse mich über die günstige Meynung aller Leute freuen, die Ihnen wieder sagen können, was sie Gutes von mir denken.

Allein, liebster Herr Professor, wenn Ihr Herr Bruder mich einmal tadelt --- (und sollte er das noch nicht gethan haben?) --- oder Sie selbst etwas an mir entdecken, das Ihren Beyfall nicht hat; das Ihrer Gutigkeit gegen mich nicht Ehre macht, und dem Charakter einer Person, die Sie Ihre Freundin nennen, nicht gemäß seyn kann: dann versprechen Sie mirs, daß Sie mich erinnern wollen. Ich habe bisweilen, es ist wahr, wunderliche Einfälle, die eben nicht alle Leute haben können. Hier ist vielleicht einer davon: Es kommt mir manchmal vor, als ob es mich zu wissen verlangte, auf welche Art Sie mir einen Verweis geben würden, und was ich dabey empfinden möchte. Ich denke, ich würde stolz darauf seyn. Er müßte mich zwar demüthi-

gen,

gen, wegen meines Fehlers; aber auch erheben, wegen des Antheils, den Sie dadurch an mir zu nehmen bezeigten, daß Sie die Sorgfalt, mich gut zu behalten, und die Mühe, mich besser und vollkommener zu machen, für sich nicht zu gering hielten. Sie sind lauter Güte und Sanftmuth. Ihre Verweise müssen die Verweise der Liebe, und väterliche Erinnerungen Ihre Erinnerungen seyn.-- Brüderliche Erinnerungen, habe ich vielleicht sagen sollen. Sie, bester Herr Professor, haben sich -- außerordentlich gütig! -- den brüderlichen Charakter beygelegt -- ich verehere und liebe diese Güte --- aber ich kann Sie nicht (und Sie erwarten es auch wohl nicht?) mit der Liebe lieben, mit welcher man einen Bruder liebet. Meine Liebe ist eine ehrfürchtvollere, gehorsamere, dankbarere Liebe; eine Liebe, die, so freywillig, so selbst gewählt -- (ich fürchte, ich drücke mich schlecht und unverständlich aus,) sie auch ist, dennoch mehr Empfindung von der Schuldigkeit, von der Verbindlichkeit zu lieben, bey sich hat, als die Liebe gegen Brüder, ob sie wohl deswegen keine Entfernung zuläßt, und ein uneingeschränktes Vertrauen nicht ausschließt.

Wie oft nenne ich es nicht in Gedanken ein Unglück, oder doch einen unangenehmen Umstand meines Lebens, daß ich nicht an dem Orte seyn kann, wo Sie leben! Wie sehr gern wollte ich gehalten seyn, Ihnen von allen meinen Gedanken Rechenschaft zu geben; Sie zum Richter über alle

meine Handlungen zu machen — Wie wollte ich Sie um vielerley fragen, und mit begieriger Aufmerksamkeit den weisen Unterricht von Ihren Lippen hören! Ihre liebevollen Lehren und die stillschweigende Vorschrift Ihres Beyspiels, würden mich noch mehr unterweisen, wie ich Ihres Beyfalls würdiger werden könnte; es würde mir leichter werden, Gelegenheiten zu finden, Ihre Gewogenheit besser zu verdienen; und vielleicht würden Sie dann noch mehr mein Freund seyn, als Sie es jetzt schon sind. Sie würden — (ja lieber Herr Professor, ich weiß es, daß ich lauter vergebliche Dinge rede; aber lassen Sie mich nur ausreden. Es läßt sich so hübsch denken, was da alles geschehen würde, und ich schreibe Ihnen so gern was ich gern denke) — Sie würden, sage ich, sehen, daß, ob ich wohl Ihre Gütigkeiten, unter allen, denen Sie welche erweisen, am wenigsten verdienen mag, ich doch gewiß zu denen gehöre, die am meisten geschickt sind, sie zu verstehen und zu empfinden. Keines von Ihren Worten geht bey mir verlohren; ich zergliedere, so zu reden, Ihre Gedanken; ich fühle das Große, das Christliche, das Rührende — die Herablassung, die Güte — Zum Beyspiel: ich empfinde es ganz, wie gütig es von Ihnen ist, daß Sie nachrechnen, wie viel Zeit ohne Brief an mich verstrichen; ja noch mehr — wie sehr beschämen Sie mich! wie wenig verdiene ich! — daß Sie so gar sich einigermaßen zwingen, und die

die heitre Stunde nicht erwarten, auf die Sie hofften. O daß doch alle Ihre Stunden heiter wären! Nur Ihrentwegen wünsche ichs; denn der Brief, der liebe, schöne, in einer umwölkten Stunde geschriebene Brief, hat so wenig düsteres an sich, daß ich mein ganzes Leben durch lauter solche Briefe lesen, und demjenigen, der sie mir geschrieben, aufs freudigste und herrlichste dafür danken wollte.

Aber wieder auf Ihren Brief zu kommen: Ist es nicht traurig, daß wir uns auch vor unsern Tugenden fürchten sollen? Ich hätte wohl Lust, Ihnen meine Gedanken noch davon zu sagen, wenn ich es wagen dürfte. Und warum sollte ich nicht? Wenn ich sie einmal denke, und wenn ich sie Ihnen gesagt hätte, wie ich gewiß ohne Bedenken gethan haben würde: warum sollte ich mich fürchten, sie Ihnen zu schreiben? Ich will nur allemal thun, als wenn ich mit Ihnen redete. Werden Sie nicht unwillig auf mich; ich muß eine Frage aufwerfen: Ist nicht schon Stolz dabey, wenn ich mich fürchte, meine Tugenden möchten mich stolz machen? Muß ich mir es nicht da schon bewußt seyn, daß ich sehr fromm und viel besser als Andre bin? Denn gemeiniglich, sagt man, entsteht unser Stolz aus der Vergleichung, die wir zwischen uns und Andern anstellen; weil wir

wir nur vergleichungsweise gut sind. Ich gestehe es Ihnen aufrichtig; mir gefällt die Furcht vor den Fehlern besser. Sie scheint mir natürlicher und auch demüthiger zu seyn; und vielleicht ist Demuth und Behutsamkeit eben sowohl eine Folge von der Furcht vor unsern Fehlern, als von Fehlern selbst. ---

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor.
Ich habe die Ehre zu seyn ic.

Dresden, den 22. Febr.

1762.

CXLIX.

Liebste Mademoisell!

Der fromme Mann mit seiner Tugendfurcht hat also, wie Sie meynen, nicht so gar Recht; und ich fürchte, er hat sehr Recht. --- „Ist nicht schon Stolz dabey, spricht Ihr Brief, wenn ich mich fürchte, meine Tugenden möchten mich stolz machen? Muß ich mirs nicht da schon sehr bewußt seyn, daß ich sehr fromm und viel besser als Andere bin?“ --- Warum sollte das schon Stolz seyn, gute Correspondentinn, wenn ich mich fürchte, meine Tugenden möchten mich stolz machen? Es ist in einem guten Herzen, was es ist; eine Besorgniß, die sich auf gar zu gute Erfahrungen gründet; auf die Gewißheit,

Heit; daß wir uns bey unsern Tugenden gern zu
 sehr gefallen und unsern Kräften zu viel trauen.
 Wir sollen uns also freylich nicht sowohl vor un-
 sern Tugenden, als vor der Eigenliebe und dem
 Stolze fürchten, die unsere Tugenden überall be-
 gleiten, und von ihnen Gelegenheit nehmen, uns
 sicher oder schläfrig zu machen -- Bewußt seyn
 darf ich mirs wohl, daß ich fromm bin, auch
 sehr fromm und besser als Andre; das ist der Stolz
 nicht. Wenn es wahr ist, daß ich so beschaffen
 bin, und ich sehe meine Vorzüge, Gaben und
 Tugenden für das an, was sie sind, für unver-
 diente Geschenke und Gnaden der Vorse-
 hung: so bin ich demüthig; wenn gleich mein
 Herz den Ausspruch thut, daß ich besser bin als
 tausend Andre. Aber weil wir so leicht in dieser
 Vergleichung mit Andern irren können: so ist es
 sicherer und eine Pflicht, sich lieber geringer als
 Andre, und Andre höher, als sich zu schätzen.
 Wenn wir hingegen noch so bescheiden von unsern
 Tugenden urtheilen, und sie als unser eignes
 Werk ansehen; so sind wir stolz, und lassen uns
 von unserm Herzen belügen. Wir können daher
 Andre, es sey nun mit Wahrheit oder aus Irr-
 thum, weit über uns in Gedanken setzen, uns
 gegen sie für klein achten, und doch auf das
 wenige Gute, das wir an uns antreffen, eben so
 herzlich stolz seyn, als Andre auf ihre großen
 Verdienste. Müssen wir uns endlich prüfen und
 uns selbst erkennen: so dürfen und müssen wir
 auch

auch unsre Tugenden erkennen; und damit sie uns nicht stolz machen, so müssen wir sowohl auf ihre Mängel sehen, die unser Werk sind, und die wir nicht gern sehen, als auf unser Unvermögen bey aller unsrer Tugend, damit wir nicht die Quelle des Guten, und eben dadurch unser Gutes selbst, aus den Augen verlieren. Liebste Correspondentinn, was ich Ihnen hier auf zwey Seiten gesagt habe, ist sehr wahr, aber um schön gesagt zu seyn, sollte es nur eine halbe Seite einnehmen. Vergeben Sie es meinen Krankheiten und Berufsarbeiten.

Hier sende ich Ihnen einen Brief von fremder Hand, nebst meiner Antwort zum Durchlesen, theils um Ihnen mein Vertrauen und meine Freundschaft zu beweisen, und theils, um Sie mit dem Charakter des ungenannten Frauenzimmers bekannt zu machen. Dieses Fräulein, die ich beklage, ist sowohl Ihres Mitleidens als auch Ihres Briefwechsels werth; und vielleicht könnten Sie viel zu ihrer Beruhigung beitragen. --- Aber lassen Sie diese Briefe, ich bitte Sie herzlich, ja nicht in fremde Hände kommen. Sie wissen die Ursachen nur zu gut, die mich zu dieser Aengstlichkeit bringen. Leben Sie wohl, meine Freundinn.

Leipzig,
Den 29. März

1762.

G.

CL.

Thuerster Herr Professor!

Durch die Nachricht, daß bey dem Gebrauche der
 Cur Ihr Befinden leidlich gewesen, haben
 Sie mich sehr erfreuet. Auch der Herr Oberpost-
 commissair hat die Gewogenheit für mich gehabt,
 mich hiervon zu versichern, und mir von Ihrer
 ganzen Lebensart, fast nach allen Stunden des
 Tages, eine ausführliche Beschreibung zu geben.
 Urtheilen Sie selbst, theuerster Herr Professor,
 ob ichs gern gelesen habe, und ob ich ihm dafür
 verbunden bin? --- Es ist wahr, bloß das Ge-
 schenk der Gesundheit scheint zu mangeln, um Ih-
 ren Zustand zu demjenigen Grade von Glückselig-
 keit zu erheben, dessen das menschliche Herz hier
 fähig ist; und Ihr würdiger junger Freund, Ihr
 Graf M**, hat in seinem mir zugeschickten Ge-
 dichte auf Sie, sehr Recht, und alle diejenigen,
 die eben so denken, haben es mit ihm, wenn Sie
 Gott um Gesundheit für Sie, auch in dieser Ab-
 sicht, bitten, damit die Welt-es erfahren möge,
 daß Gott auch schon in diesem Leben diejenigen
 segne, die ihn fürchten. Keiner zwar von denen,
 die Sie so gut kennen, als der Graf M**, wird
 daran zweifeln, daß Sie, glücklicher Herr Pro-
 fessor, mit den auserlesensten Glückseligkeiten ge-
 segnet sind. Allein freylich; diese Glückseligkei-
 ten, oder doch die besten derselben, sind von der
 Art, daß sie so gar über den Neid erhaben sind,
 und

und also den Augen der Wenigsten kennbar werden. Denn ist es nicht unstreitig, daß schon ein gewisser Grad der Tugend dazu gehört, einen Begriff von dem Segen zu haben, der aus der Tugend fließt; einen Geschmack daran zu bekommen; und einen Wunsch darnach zu empfinden? Wäre die Welt geschickt, diese Ruhe und diese Glückseligkeit zu verstehen: so würde sie bald sich es abgewöhnen, die Glückseligkeit und Unglückseligkeit eines Menschen, nach der Beschaffenheit seines äußerlichen Zustandes zu entscheiden, und sie würde einsehen lernen, daß bey dem größten Theile der sogenannten glücklichen

--- --- --- --- si riduce

Nel parere a noi felici

Ogni la felicità.

Und hätte sie keine Empfindung genug, den Unterschied zwischen Beyfall und Beyfall, zwischen Liebe und Liebe zu machen: so würde sie denjenigen höchst glücklich nennen, der, (außer dem allgemeinen Beyfalle, außer dem eignen Bewußtseyn seiner Tugend, und der Gewißheit, daß er am Ende des Lebens Gott danken und sich freuen wird, gelebt zu haben) noch die Tugend Andern genießt, die sie ihm verdanken, und das Lob, das sie sich dadurch verdienen, ja noch mehr, die entferntesten glänzendsten Belohnungen, die sie ihnen verspricht, mit ihnen theilet ---

O Graf

O Graf M * *, wie würdig denken Sie des besten Mannes; — Vor dem Angesichte Gottes will er sich einst seines Lehrers, seines Freundes rühmen. Und wie viele noch werden dieß mit ihm thun! — —

Ein stralend Zeugenheer, um Gott für ihn zu danken,

Von Gott ihn nun belohnt zu sehn!

Kann nicht der Mann, der, außer der allgemeinen Liebe, die besten Zuneigungen solcher Herzen besitzt, die einen eigenthümlichen vorzüglichen Werth haben, und dadurch, daß sie ihn lieben, und durch die Art, womit sie ihn lieben, ihren Werth noch erhöhen, das schätzbarste unter allen schätzbaren Dingen, die nur in der Welt erlangt und besessen werden können, sein Eigenthum nennen? — — O wie muß eine Seele, wie die Ihrige, theuerster Herr Professor, das Glück empfinden, in den Stand gesetzt zu seyn, sich den Herzen Anderer, auf eine solche Art theuer zu machen, daß die Grenzen des Lebens zu enge sind, ihre Dankbarkeit und Liebe zu fassen. — — Wir alle, die wir glauben, haben Hoffnungen auf hohe Seligkeiten: aber Sie haben hier eine Hoffnung, dort eine Seligkeit, mehr. In Ihren letzten feyerlichsten Augenblicken, wann die Seele schon anfängt, sich die Freuden der Herrlichkeit als gegenwärtig zu denken; dann wird die Vorstellung von der glorreichen Scene, die Ihrer wartet, nicht der geringste oder gleichgültigste unter

G. Briefe. Ihren

Ihren Gedanken seyn — Glücklicher Graf! auch sie werden alsdann, vielleicht fern von ihm und ihnen unwissend, etwas beitragen, die letzten Stunden ihres Freundes heiterer zu machen. — Wundern Sie sich nicht, bester Herr Professor, daß ich so lange und mit so vielem Vergnügen, dem Gedanken Ihres Todes nachhänge. Sie verdienen, so wie Menschen es verdienen können, (das muß ich dazu setzen; Sie sind viel zu groß, um es nicht gern zu sehen, wenn ich auch in Ihrem Namen demüthig bin,) das Glück, das Ihrer erwartet; und dieß Glück ist zu schön, als daß ich das Mittel nicht lieben sollte, das Sie dazu erhebt; auch selbst dann, wann es mich kränken wird. Sie selbst müssen sich darauf freuen; und diese Freude auf das zukünftige Leben ist eine eigene Annehmlichkeit des gegenwärtigen. Es ist also nichts Widersprechendes, wenn ich sage: daß ich mit einem lebhaften Vergnügen an Ihren Tod und die Folgen desselben denke, und dennoch mit dem größten Eifer um die Verlängerung Ihres gegenwärtigen Lebens beten kann. Denn durch ein längeres Leben können Ihnen die zukünftigen Freuden des Genusses nicht verkürzt werden. Es bleibt allemal eine Ewigkeit übrig. Aber durch ein kurzes Leben müßten Sie nothwendig von den gegenwärtigen Freuden der Hoffnung und Erwartung verlieren. —

Der Inhalt, den Sie, gütiger Herr Professor, mir durch Mittheilung der beiden Gedichte, zu diesem Briefe, verschafft haben, ist so wenig undankbar, daß er mich von Betrachtung zu Betrachtung führen würde, wenn ich mich demselben länger überließe. Erlauben Sie mir indessen, nur noch einer Art des ausgesuchtesten Vergnügens zu gedenken, das ich dem glücklichen Eindrucke zu danken habe, den Ihr Werth auf mein Herz gemacht hat, und der durch die unschätzbare Freundschaft, deren Sie mich würdigen, und durch die dankbarsten Empfindungen, die ich Ihnen dafür schuldig bin, noch rührender gemacht worden. Denn dieser Eindruck berechtigt mich, einen besondern Antheil an Ihnen, und demjenigen, was Sie angeht, zu nehmen. Haben Sie jemals einen Menschen gefunden, dessen Herz zum Gefühl einer allgemeinen Menschenliebe empfindlich gebildet gewesen, und der, bey dem Gedanken, daß alle übrige Menschen mit ihm Ursprung, Wesen und Interesse gemein haben, und mit ihm zu einerley allgemeinen Hauptpflichten berufen, und zu einerley Bestimmung erschaffen sind, fühllos geblieben? Es ist gewiß, daß diese Betrachtungen ein jedes Herz, das menschlich empfinden kann, auf die angenehmste Weise rühren müssen. Und nun denken Sie sich die Empfindung eines solchen, oder wenn Sie lieber wollen, die Empfindung meines Herzens, das sich im Stande befindet, sich aus der Verbindung aller übrigen Menschen, eine kleine Anzahl auszusondern, mit denen

es ein besonderes Interesse, einige besondere Pflichten und Hoffnungen, gemeinschaftlich theilt, und Ihnen deswegen näher anzugehen scheint; und dann Sie als das Band dieser engern Verbindung betrachtet. --- Man hätte mich mit den Charakteren des Grafen M * *, des Fräulein * *, und aller Ihrer Freunde bekannt machen können; ich würde mich Ihres Werthes gefreuet und Ihnen dazu Glück gewünschet haben. Allein zu wissen, daß ich ein besonderes Interesse mit ihnen theile; daß wir in Absicht auf dasselbe einerley Wünsche, einerley Hoffnungen haben; zu wissen, daß wenigstens einmal des Tages unsere Gebete, im genauesten Verstande, einerley Innhalt haben, und dann die glückliche Phantasie höher zu treiben, und zu glauben, daß wir vielleicht manchmal zu einerley Stunde Gott für Sie danken, oder für Sie ansehen: Dieß, theuerster Herr Professor, ist eine Vorstellung, die die allgemeine Menschenliebe in Ansehung ihrer erhöht, zärtlicher macht, und meinen bessern Zusammenhungen in ihnen neue Gegenstände zeigt.

Ich habe mich sehr schwach ausgedrückt. Je empfindungsreicher ein Innhalt bey mir ist, desto mehr zeigt er, daß Worte bloß Worte sind.

Ich habe die Ehre zu seyn &c.

Dresden, den 29. Jun.

1762.

Liebste Correspondentinn!

Lassen Sie sich eine kleine Begebenheit erzählen, die ich gehabt habe. Ob gleich die Hauptperson nur ein Feldwebel ist, so ist er doch gewiß werth, Ihnen bekannt zu werden; denn seine Reden und die frommen Gesinnungen, die er darinnen äußerte, würden auch einem Generale Ehre machen. Dieser Feldwebel, der in preussischen Diensten gestanden, hatte mich schon zween Tage aufgesucht und nicht sprechen können. Endlich kam er vorgestern in die Moral, und ward meiner nach der Stunde habhaft. Ich nahm ihn aus dem Auditorio mit auf meine Stube. — „Verzeihen Sie, Herr Professor, daß ich zu Ihnen komme. Ich bin ein preussischer Feldwebel, habe drey und dreißig Jahre gedienet, habe endlich meinen Abschied bekommen, bin auf dem Wege nach Liesland, in mein Vaterland zurück zu kehren, und bin fünf Meilen umgegangen, um Sie zu sehen, und Ihnen mein dankbares Herz zu zeigen.“

Sitzen Sie nieder, lieber Herr Feldwebel. Womit habe ich denn Ihre Dankbarkeit verdienet?

„Durch alle Ihre Schriften, die ich schon seit 1748. lese, besonders durch Ihre letzten. Sie haben mich oft vom Bösen abgehalten und zum Guten ermuntert. Gott segne Sie dafür,

„und gebe Ihnen Gesundheit und ein langes Le-
 „ben, und das ewige Leben! Wenn Sie nur wüß-
 „ten, wie gut ichs meine, und wie ich mich er-
 „freue, Sie zu sehen!“

Es ist eine unerwartete und große Freude für mich, Herr Feldwebel, daß Sie mich haben besuchen wollen; und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit und Liebe eben so sehr, als Sie mir danken; denn diesen Dank waren Sie mir nicht schuldig. Haben Ihnen meine Schriften genüget: so will ich Gott danken, und mich freuen, daß sie Ihnen genüget haben, und daß ich einen so guten, frommen, alten Soldaten habe sollen kennen lernen. Sind Sie über Ihren Abschied zufrieden? Haben Sie so viel in Ihrem Dienste gewonnen, daß Sie Ihre letzten Jahre davon leben können?

„Ich bringe nichts als meine Freyheit zurück;
 „aber ich finde noch so viel zu Hause, daß ich nicht
 „Mangel leiden werde. Endlich bin ich, unge-
 „achtet aller meiner Blessuren, noch gesund; und,
 „o wie oft hat mich Gott nicht im Kriege sichtbar
 „beschüzet und erhalten! So wird er mich auch
 „ferner erhalten. Als ich, nach der Affaire bey
 „Görlitz, tödtlich blessirt nach Böhmen gebracht
 „wurde, habe ich binnen fünf Tagen, auf einem
 „Schlitten liegend, nichts gehabt, als ein Stück
 „Commisßbrodt, an dem ich kauete, und den
 „Schnee, den mir die Bauern, welche die Bles-

„sirt“

„Arten führen, in der Hand vor den Mund hielten;
 „und doch erhielt mich Gott, und gab mir Glück,
 „daß ich, als ich in das Lazaret kam, in die Hände
 „eines sehr geschickten und mitleidigen Böhmisches
 „Arztes fiel, der mich, (ich war hinten in die
 „Kniekehle geschossen, und vorn in der Knie Scheibe
 „steckte die Kugel, und ich litt schreckliche Schmer-
 „zen,) der mich curirte, und mir nachher einen
 „freien Zutritt während meiner Gefangenschaft in
 „sein Haus verstattete; und damals habe ich Ihre
 „Schriften, (er hatte sie alle,) wohl zwanzigmal
 „durchgelesen. Ich bin ganz vor Freuden außer mir,
 „daß ich Sie sehen und sprechen darf. Nun will ich
 „heute, (es war gegen fünf Uhr) meine Reise
 „noch ein paar Meilen fortsetzen.“ — Drauf
 nahm er auf die beweglichste Art Abschied.

Der Mann hatte eine aufrichtige beherzte
 Miene, ein gutes Ansehen, trug sich in seiner
 Montur sehr reinlich, war eines Feldscherers aus
 Liesland Sohn, hatte in seiner Jugend studiren
 wollen, und war 1730. in den Dessauischen Lan-
 den von der Post mit Gewalt zum Soldaten weg-
 genommen worden; „und ich hatte doch,“ setzte
 er hinzu, „von Jugend auf einen Abscheu vor
 „dem Soldatenleben gehabt, und hätte in Rußi-
 „schen Diensten Officier werden können, wenn ich
 „Lust zu diesem Leben gehabt hätte. Aber, Gott-
 „lob! es ist überstanden.“ Er war sechs oder
 acht

acht und funfzig Jahr alt, und noch stark vom
Leibe.

Was meinen Sie, gute Mademoisell? Sollte
mich der Beyfall und der Dank des geringen un-
bekannten Feldwebels weniger rühren, als der Bey-
fall und das Vertrauen des großen, berühmten und
tapfern Generals, eines Laudon?

Leben Sie wohl.

Leipzig, den 15. Sept.

1763.

G.

CLII.

Liebste Mademoisell!

Ich würde Ihnen vielleicht heute noch nicht
schreiben, wenn ich mir nicht ein Gewissen
daraus machte, Ihnen ein Buch, das Sie gewiß
gern lesen werden, auch nur einen Tag länger
vorzuenthalten. Ich schicke also Ihnen hier die
Erinnerungen an ein junges Frauenzimmer,
aus dem Englischen des Herrn Wilkes, von dem
Herrn Weiße übersetzt. In der That habe
ich in langer Zeit kein Buch gelesen, das mir
so

Eheuerster Herr Professor!

Sie wissen, daß ich immer, aus Langerwelle vielleicht, oder aus Mangel solcher Verrichtungen, die meine Gedanken beschäftigen, in meinem Kopfe Betrachtungen und Untersuchungen anstelle, zuweilen über Dinge, die mich nicht viel angehen, und die ich nicht einmal ganz verstehe; Sie wissen auch, daß ich mich nicht selten durch meine kleine Sophistereyen selbst hintergehe, und vielleicht sind Sie aus der Ursache niemals verdrüsslich gewesen, wenn ich Sie zum Richter über meine Gedanken gemacht habe. Izt habe ich Gelegenheit zu einer Betrachtung gefunden, die ich Ihnen gar zu gern mittheilen möchte; denn sie gefällt mir, und wenn es möglich ist, liebster Herr Professor, so lassen Sie mich, ich bitte Sie, Recht behalten.

Ich las vor einiger Zeit im Zuschauer, im achten Theile, ein Stück von der Verläumdung, in welchem er ein Gesetz der Abtey de la Trappe anführet, das den Mitgliedern derselben Abtey die Pflicht vorschreibt, von einer bösen Handlung, die sie so richtig bewiesen finden, daß sie nicht daran zweifeln können, vorauszusetzen, daß sie wohl aus einer guten Absicht entsprungen seyn möchte. „Vielleicht, spricht der Zuschauer, heißt das die Menschenliebe zu weit treiben?“ — Das kann allenfalls seyn.
Doch

Doch bin ich nicht davon überzeugt. Wenigstens ist nicht zu besorgen, daß man diese Regel zu sehr beobachten werde. Ich halte dafür, daß nur Leute von gütiger und großmüthiger Gemüthsbeschaffenheit dazu fähig sind, und daß eine Fertigkeit in Ausübung derselben eine der liebenswürdigsten Eigenschaften des menschlichen Herzens sey. Wenn die Marquise von Lambert in dem Briefe an ihren Sohn, ihm den Charakter seines Vaters zur Nacheyerung und Nachahmung vorstellt, so spricht sie von ihm: Quelle indulgence n'avait - il pas pour les faiblesses de l'humanité! Il excusait tout, & regardait les fautes comme des malheurs & *se croyait seul obligé d'être honnête - homme.* Ses vertus laissaient les autres à leur aise. In der That, ich finde nichts Größeres in dem Charakter eines Menschen, als eine große Nachsicht gegen Andere, die mit einer großen Strenge gegen sich selbst verbunden ist. Niemand sollte unterlassen, eine so glückliche Fähigkeit in sich zu erwecken und zu befestigen. Wer ein gutes Herz hat, und sie richtig beurtheilt, wird sie außerordentlich leicht finden. Wer hat nicht von Natur eine Neigung und eine Geschicklichkeit zu dem, wodurch er sich beliebt und gefällig machen kann? Und schmeichelt diese Tugend nicht unserm Eigennutze, indem sie die Ruhe unsers Lebens in Sicherheit setzt, wenn sie uns verhindert, über die Handlungen andrer Menschen, denen wir beleidigende Absichten beyzulegen, weil sie

sie vielleicht solche zu haben scheinen, Verdruß zu empfinden? —

Mir wenigstens, wenn ich sie so ansehe, kommt sie leicht und liebenswürdig vor. Es ist mir natürlich, mich in die Situation derer zu setzen, deren Aufführung ich beurtheilen will, und die Bewegungsgründe und Gesinnungen anzunehmen, die man bey einer jeden Handlung haben kann, nach den verschiedenen Arten, wie sie sich betrachten läßt, und nach den verschiedenen Umständen, in denen man sich befindet, und aus denen man dieselbe ansieht. Ich weiß sehr wohl, daß man mit völliger Unschuld eine That thun kann, welche nicht weiter, als nur in Absicht auf die Person, die sie gethan hat, in Absicht auf ihre Ursachen, und aus dem Gesichtspunkte betrachtet, aus welchem sie dieselbe angesehen hat, unschuldig ist. Es kann so gar geschehen, daß diese Person selbst ihre Handlung nicht mehr unschuldig findet, sobald sie die Umstände, oder die Gesinnungen verläßt, in welchen sie sich damals befand, als sie die Handlung vornahm, und daß diese That niemals mehr unschuldig seyn kann, sie werde denn von einer Person gethan, die sich aufs allernäheste in eben demselben Falle befindet.

Um mich in der Gewohnheit dieser Pflicht, die ich so gern billige, nicht nur weil ich Güte und Menschenliebe darinnen finde, sondern weil die Gerechtigkeit, die man einander schuldig ist, unumgänglich dazu verbindet, immer fester zu gründen,

den, habe ich mich um Gelegenheiten bemühet, sie auszuüben; und nun will ich Ihnen eine, die ich ungesucht gefunden habe, um so viel lieber erzählen, da ich gewiß weiß, daß Sie einigen Antheil daran nehmen werden.

Es erzählte mir nämlich jemand, der gewiß kein Verläumder ist, (es ist unnöthig die Person zu nennen,) daß der Baron *** der lobenswürdige Mann nicht sey, für den Sie ihn gehalten haben. Die Geschichte ist folgende:

Der ersten Vorstellung nach kam mir die Ausführung des Barons verhasst vor; und wenn ich gleich eine dunkle Empfindung davon hatte, daß wohl Gründe zur Entschuldigung für dieselbe zu finden seyn möchten, so hatte ich doch damals weder Zeit, noch Gegenwart des Geistes genug, sie sogleich zu entdecken. Es kränkte mich ungemeyn, einen Mann verdammten zu hören, für welchen Sie so viel Hochachtung und Freundschaft bezeiget, und gegen welchen Sie auch mir Hochachtung eingeblöset haben. Aus allen diesen Ursachen verdross es mich, daß ich mir nicht getraute, etwas Gründliches zu seiner Entschuldigung anzuführen. Ich mußte es also dabey bewenden lassen,

lassen, und sagte nur zu mir selbst: „Da der Baron, wie mir ihn Gellert beschrieben, der einnehmende und angenehme Mann ist, der nichts als Gutes von sich sehen läßt, so hat Gellert nicht anders als ihn hochachten können und müssen. Würde er nicht vielmehr zu tadeln seyn, wenn er seine Hochachtung einem Manne versagt hätte, an dem er lauter Ursachen sah, Hochachtung für ihn zu hegen? Und wollen wir wohl haben, daß ein rechtschaffener Mann in einem andern Fehler voraussetze, die er nicht gewahr wird, und hingegen den Verdiensten, die er wirklich entdeckt, nicht Gerechtigkeit erzeige?“ Also suchte ich mich in Ansehung Ihrer vortheilhaften Meinung für diesen Herrn zufrieden zu stellen, über die ich noch keinen Zweifel gehabt hatte. Ich fühle auch wohl, daß dieß die Sache nicht wäre, die mich beunruhigte.

Als ich allein war, sieng ich wieder an, diese Geschichte zu überlegen. Ich kann es Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr es mich kränkte, daß ich einen Mann, den Sie ehren, in einem so wichtigen Punkte, wo es auf Rechtschaffenheit und Treue ankommt, fehlerhaft finden sollte. Hier, sagte ich zu mir selbst, ist die Gelegenheit, die nachsichtsvolle Regel der Abtey de la Trappe auszuüben; und vielleicht kann ich es, wenn ich ohne Kunst, ohne Vorurtheile, auf eine simple Art, und indem ich bloß der natürlichen Billigkeit folge, mir seine Ausführung und seine Ursachen

hen, darzu vorstelle, entdecken, ob er denn dadurch wirklich der Hochachtung eines rechtschaffenen Mannes unwerth sey.

Der Baron * * hatte

--- --- --- ---
 --- --- --- ---
 --- --- --- ---
 --- --- --- ---
 --- --- --- ---
 --- --- --- ---
 --- --- --- ---

Bis hieher, glaube ich, ist es mir ohne Mühe, bloß durch eine simple Vorstellung der Wahrheit, gelungen, noch mehr zu thun, als das Gesetz der Abtey de la Trappe befehlt, denn nicht nur die Absicht, sondern auch die Handlung des Barons ist unschuldig.

Nur bey dem Schritte, den der Baron hierauf that,

--- --- --- --- kann man ihn, wie es mir scheint, mit Recht eines Fehlers beschuldigen; denn es zeigt sich in seiner Ausführung ein Widerspruch, der nicht von einerley Grundsätzen herkommen konnte. Indessen ist er, obwohl nicht von Ungleichheit, doch von Niederträchtigkeit und Treulosigkeit frezusprechen.

Ein Mann, der nur ein wenig Stolz und ein empfindliches Gemüth besitzt, der sich seiner redlichen Absichten und der Aufrichtigkeit seiner Anerbietungen bewußt ist, und undankbar, mit verächtli-

ächtlichem und seine Rechtschaffenheit beschimpfenden Mißtrauen abgewiesen wird, kann vielleicht diese Beleidigung zu hoch empfinden, dem Verdruße darüber zu viel nachgeben, und sich dadurch zu einem Schritte verleiten lassen, welcher verursacht, daß er aufhört, in seiner Aufführung sich gleich und ein gesetzter Mann zu scheinen. Aber deswegen hört er nicht auf, ein rechtschaffener Mann zu seyn. Denn, ich wiederhole es: was ist leichter für ein redliches und empfindliches Herz, als in einem so kritischen Umstande, wo es auf der einen Seite durch beleidigende Verwerfung zurück getrieben, und auf der andern Seite durch das Andenken der Güte gelockt, und zur Dankbarkeit aufgefordert wird; was ist leichter für dasselbe, als von dem rechten Wege zu weichen? Und sollen rechtschaffene Leute einen Mann als einen Unredlichen verurtheilen, weil er hat irren können? — — — und in einem solchen Falle?

Es wäre sehr gezwungen, wenn man bey dertigen, oder vielmehr damaligen Verfassung der Sachen, dem Baron eigenmützig oder ehrgeizige Absichten, die ihn zu diesem letzten Schritte bewogen, bemessen wollte; und es scheint mir ganz unstreitig, daß kein ungezwungenerer und natürlicherer Bewegungsgrund dazu ausfindig gemacht werden könne, als diejenigen, die ich angegeben habe, nämlich zu viel Empfindlichkeit über die Beleidigung von * *, die das Andenken der
güti

ruhigen, bis ich die Untreue des Mannes, die eine historische Sache ist, historisch bewiesen sehe. Ich halte die Leute gern bis auf den letzten Augenblick für ehrlich, vielleicht weil ich wünsche, daß alle Menschen es ohne Ausnahme seyn möchten.

Etwas anders! Ob Sie das Buch behalten sollen? Ja, das versteht sich. Sie erweisen mir so gar eine Wohlthat, wenn Sie es gern behalten. Leben Sie wohl, meine liebe Correspondentin.

Leipzig, den 10. Nov.

1763.

G.

CLV.

Ehuerster Herr Professor,

Nun weiß ich, was unter allen Dingen in der Welt das leichteste ist; Ihre Wohlthäterinn zu seyn, so lange Sie das Ihnen eine Wohlthat erweisen nennen, wenn man Ihre Geschenke gern annimmt; und ich, wie sollte ich das nicht in Betrachtung des Geschenks, der Hand, von der es kömmt, und der Art und Absicht, mit der es gegeben wird, thun? Ja, liebster Herr Professor, es ist mir eine Freude, daß ich das Buch des Herrn Wilkes habe, und daß ich es von Ihnen habe. Nehmen Sie doch die Versicherung hier-

hiervon, und die von meiner Dankbegierde, nur halb so gern an, als ich Ihr Geschenk, die neue Verbindlichkeit dazu, angenommen habe.

Daß meine Apologie, wie Sie meinen letzten Brief nennen, aus Gutherzigkeit herkam, mag wohl gewiß seyn; und es ist mir sehr angenehm, daß Sie auch so denken, und meine Gründe zu billigen scheinen. Scharfsinn ist freylich, ich gestehe es Ihnen, nicht ganz das Wort, das ich mir gewünscht hätte, weil man sich scharfsinnig auch sehr betrügen kann, und weil man sich nur zu oft, aus gutem Herzen, zu seinem und anderer Leute Vortheil blendet.

Wenn ich dieses sonst nie besorgt hätte: so würde ichs doch unfehlbar in diesem und in einem jeden andern ähnlichen Falle thun. Es kostet zu viel, diejenigen fehlerhaft zu finden, für welche wir Liebe und Ehrerbietung gefaßt haben. Unser Herz besitzt einen gewissen Stolz, und in unsern Gesinnungen ist so etwas erhabenes, nach welchem wir nicht einwilligen wollen, etwas zu lieben, das sehr unvollkommen oder tadelnswerth wäre. Und doch läßt sich die partheyische Neigung des Herzens nicht so leicht durch die Gerechtigkeit der Vernunft regieren. Wir ergreifen also das Mittel, uns subtil zu hintergehen, und Gründe aufzusuchen, die uns behülfflich sind, dasjenige für unschuldig zu halten, was uns lieb ist. So dürfen wir unsere Neigung nicht dem Stolze opfern, den wir haben, nichts Unwürdiges

S 2

lieben

lieben zu wollen. Wir retten unsern Stolz und unsere Neigung zugleich, indem wir uns über die Tugenden und Fehler unsrer Freunde geschickte Blendwerke machen.

Ich schmeichle mir aber dem ungeachtet, Sie haben auch Richtigkeit in meinen Gedanken angetroffen. Denn wenn das nicht wäre: so hätten Sie gewiß die Gütigkeit gehabt, mir meinen Irrthum zu zeigen, und mich genauer und richtiger denken zu lehren.

Ich mache mir indessen die Freude, mit Ihnen zu glauben, daß die Apologie ganz unnöthig ist. Ich habe es mir nun zur Regel gemacht, weil schlimme Nachrichten nicht selten wahr sind, eine jede unangenehme Sache die man mir hinterbringt, so lange als gegründet anzunehmen, bis ich alles ausgedacht habe, was sie gut oder erträglich machen kann, und bis ich mir wider den Verdruß, den ich empfinden würde, wenn sie zum Unglück wahr seyn sollte, eine Zuflucht ausfindig gemacht habe.

Izt, — ich bedaure Sie darüber nicht wenig — müssen Sie, wenn Sie auch noch so viele Freunde um sich haben, und wenn Ihnen auch der Herr Oberpostcommissar bleibt, doch in der Entfernung Ihres Freundes, des Herrn = = und der Gräfinn = = es empfinden, daß es eben kein Vergnügen ist, sich von seinen liebsten Freunden, von seiner Erholungsgesellschaft getrennet zu sehen. Man kann einander freylich schreiben; aber
dabey

dabey muß man viel sitzen ; und das Sitzen ist nicht gesund und das Schreiben verderbt die Augen. Zudem ist es doch nur eine schwache Nachahmung des Umganges und der Unterredung : wiewohl ich für mein Theil manchmal weit lieber schreibe, als rede. Wenn ich schreibe, stört mich Niemand ; ich habe meine Gedanken unzerstreut ; und kann einen jeden so lange ausbilden und fortsetzen, als es mir gefällt. Das ist im Gespräche nun schon nicht. Ich werde zu leicht unterbrochen, und in der Ordnung meiner Ideen gestört, und unvermerkt ohne daß ich vielmal weiß, wie es zugeht, von demjenigen abgeführt, was ich am liebsten hätte sagen, fragen oder beantworten mögen. Aber das gilt nur von mir, und ich will nicht damit sagen, daß jede mündliche Unterredung diese Mängel haben müsse. Und dann ist das Vergnügen, seine Freunde zu sehen, ihre Mienen zu bemerken, womit sie dasjenige begleiten, was sie uns freundschaftliches zu sagen haben, ihre Gedanken zu verstehen, noch ehe sie reden ; die Bequemlichkeit seinem Freunde ohne Zeitverlust etwas zu erzählen, wenn es nur eine Kleinigkeit, ein bloßer Einfall ist, der nichts weiter thut, als daß er ihn in dem itzigen Augenblicke vergnügt, und schon in dem folgenden nichts mehr seyn würde ; die Meinung seines Freundes sogleich über etwas zu hören, und sich ohne Umstände zu Rathe zu ziehen, ausfragen und beantworten zu können, — Dieß alles sind Vorzüge



des persönlichen Umganges, die der vertraulichste und beste Briefwechsel nicht ganz, und auch nicht ohne Unbequemlichkeit, ersetzen kann. Und das alles haben Sie nun bey Ihrem Freunde durch seine Entfernung eingebüßt.

Ich weiß wohl, was Sie sagen werden. Sie werden sprechen: Es ist Beruf, Pflicht, ein Wink der Vorsehung, dem man ohne Widerrede gehorchen muß. Das ist es auch; aber ich bedaure Sie dem ungeachtet, und ich bedaure auch Ihren Freund, der so viel aufopfern muß.

Heute bin ich spazieren gewesen, und der Spaziergang fängt an, mir eine Neigung zum Schläfe zu erwecken, die mir nun recht willkommen seyn soll, da ich den Tag mit der angenehmen Beschäftigung, an Sie zu schreiben, beschliesse, und mit der Bitte, daß Sie niemals an der Ehrerbietung und Liebe zweifeln wollen, mit welcher ich lebenslang seyn ic.

Dresden,
den 7. December
1763.

CLVI.

Thuerster Herr Professor,

Ich bin recht betrübt, daß Sie, nach den letzten Briefen, welche die Frau Gräfinn = = und Herr S = = von Ihnen erhalten, am Beschlusse des letzten und am Anfange des ihigen Jahres, nicht so gesund gewesen, als ich wünsche, daß Sie immer seyn möchten, und als ich zum Theil, nach den guten Versicherungen des Herrn = =, den ich einmal bey Herrn S = = zu sehen das Vergnügen gehabt, hoffen durfte.

Wie gütig sind Sie indessen, liebster Herr Professor, daß Sie noch an mich denken, und mich in dem Briefe an Herrn S = grüssen. Ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihrer Gewogenheit; aber ich bitte Sie, schreiben Sie nicht an mich, bis Sie es ohne alle Beschwerde thun können: dieses wird mir lieber seyn, als der längste Brief, der Ihnen zu schreiben beschwerlich gewesen wäre. — — — — —

Leben Sie wohl, bester Herr Professor. Ich wollte Ihnen aufrichtigst wünschen, daß die Tage Ihres theuren Lebens ganz glücklich und von jeder Trübsal frey seyn möchten, wenn ein solcher Wunsch sich mit dem Zustande der Menschen vertrüge, und man ein Beyspiel hätte, daß dergleichen



chen Wünsche jemals erfüllet worden wären. Aber das lassen Sie mich von Gott bitten, daß Ihr Leben lang und gesegnet, und Ihrer heitern Tage mehr als der traurigen seyn mögen, und daß es Ihnen niemals an dem Troste fehlen möge, den Sie dem Herrn von $\text{I} = =$ gegeben: und von Ihnen bitte ich, daß Sie mich, so lange ich lebe, erkennen wollen für Ihre ic .

Dresden, den 10. Jan.

1764.

CLVII.

Liebste Mademoisell,

Sie mich gleich heute gebethen haben, daß ich nicht an Sie schreiben soll, wenn es nicht ohne alle meine Beschwerde geschehen kann: so will ich Ihnen doch heute noch zeigen, daß ich Ihren Bitten widerstehn, und gern an Sie schreiben kann, auch wenn mirs sauer wird. Ich danke Ihnen also, liebste Freundin, zuerst für Ihre guten Wünsche zum neuen Jahre, die ich von Ihnen desto williger und freudiger annehme, da sie Niemand leicht kräftiger und aufrichtiger thun kann, als Sie. Auch Ihnen wünschet mein Herz alle die Wohlfahrt, durch die wir auf Erden ruhig, der Welt nützlich und zum Himmel reifer werden.

Lebe

Lebe ich nach Gottes Willen noch länger, so wird mirs Freude und Pflicht seyn, Ihr Bestes, so oft ich kann, zu befördern, oder Ihnen doch zu zeigen daß ichs gern besördern wollte. Zuerst will ich Sie in diesem Jahre meinem guten = und seiner lieben Frau bey unserm Abschiede anbefehlen, der leider bald erfolgen, und für mich äusserst traurig seyn wird. Dieser Mann ist fast noch der einzige gewesen, zu dem ich oft mit allem meinem Kummer geeilet bin; und wenn ich nicht zu ihm gieng, so war mirs doch Trost, daß ich zu ihm gehen konnte. Aber auch dieser Trost entgeht nunmehr meinem Leben, und getrennt von meinen ältesten und besten Freunden, sehe ich mich entweder einsam und allein, oder an der Seite der jugendlichen Welt, die nicht mehr meine Welt ist. Doch unser unzufriednes Herz, sagt Gerhard, macht ohne Noth ihm manchen Schmerz, und vielleicht thut dieses auch izt das meinige. Soll = mir zum Besten in Leipzig bleiben? Und weiß ich denn, wie lange ich ihn noch würde genießen können? Nein, ich will mich bemühen, ihn gern von mir zu lassen. Einen der größten Dienste, den ich von ihm erwarten und bitten darf, kann er mir auch in = und an allen Orten auf Erden täglich leisten. Gott schütze und segne diesen frommen und zum Dienste unsers Vaterlandes gebohrnen Mann! Aus meinem Zuhörer ist er mein Freund, Wohlthäter und Rathgeber geworden, und auf eben diese Art ist es auch der vora-

treffliche = = geworden. D wenn Sie nur wüßten, wie demüthig und wie klein ich mir bin, wenn ich diese beiden Männer, oder einen Er = = denke, der ehedem zu mir kam und mit vieler Schüchternheit mein Urtheil über seine jugendlichen Arbeiten einholte; der Mann, dem ich wenig Jahre hernach meine eignen Arbeiten zur Beurtheilung, nicht ohne Furchtsamkeit, vorlegte. In dem Lehrgedichte, der Christ, stehn zwei Zeilen, welche = =, der sonst keine Verse macht, als eine Verbesserung an den Stand des Manuscripts geschrieben hatte. Ich sah, daß sie schöner und kräftiger waren, als die meinigen, und ich nahm sie mit Dank in meine Arbeit auf.

Von diesem Gedichte muß ich Ihnen im Vorbeygehn eine kleine Anekdote erzählen. Ich verfertigte es binnen eilf Tagen mit einer Begierde, die ich eine längere Zeit nicht hätte ausstehen können. Die ersten beiden Tage hatte ich ungefehr achtzig Verse niedergeschrieben. Den dritten Morgen strich ich sie voller Unmuth aus, entwarf einen andern Plan, schrieb nieder, war ohne Trost, wenn ich gestört wurde, lief oft in meine Kammer und bethete, daß ich ja von Herzen und nichts aus unreinen Absichten schreiben möchte, ward endlich an einem Sonntage, Abends um sechs Uhr (ich hatte die Kirche nicht versäumet) fertig, und las mirs alsdann zum erstenmale laut vor. Ein sehr froher Abend für mich! D
wie

wie sind meine ihigen Lage von den damaligen unterschieden, unendlich unterschieden!

Daß die Frau Gräfinn V = = ist in Dresden und nicht in W = = ist, auch dieses ist für meine Ruhe der größte Verlust. Ich würde diese Messe, die ich auf meiner Stube ängstlich versessen, bey ihr nützlich verredt haben. — O wie viel großes und frommes höre ich täglich von unserm seligen Churfürsten, einem Herrn, dessen Sachsen nicht werth war, über dessen Tod die Menschen weinen, und die Engel sich freuen! Die Tugend ist allezeit reizend, aber in einem Prinzen thut sie Wunder. Gott belohne unsern theursten Friedrich Christian für seine väterliche Liebe in alle Ewigkeit!

Leipzig, den 11. Jan.

1764.

G.

CLVIII.

Bester Herr Professor,

Haben Sie Dank, daß Sie mich Ihrem Freunde und seiner Frau Gemahlinn empfohlen haben; und seyn Sie überzeugt, daß ich Sie in diesen Ihren Freunden zeitlebens lieben und ehren werde.

Aber haben Sie denn gar Niemanden, der Ihnen ersetzen könnte, was Sie in der Entfernung
des

des Herrn == verlieren? Ich dünkte, Sie dürften nur wählen. Wer weiß, wie viel rechtschaffne Männer Ihre Freundschaft wünschen, und als ein großes Gut betrachten; die aber zu bescheiden sind, darum zu bitten? Es mag wohl schwer fallen, neue Verbindungen zu errichten, vornehmlich alsdann, wann man in seinen vorhergehenden sehr glücklich gewesen ist; und alte Freundschaften müssen freylich ihre großen Vorzüge haben: aber es giebt doch auch immer solche gute Menschen, bey denen man weder einen langen Umgang, noch eine lange Prüfung nöthig hat, um ihres Herzens ganz versichert zu seyn.

Die kleine Anekdote von einem Ihrer vorzüglichsten Gedichte, dem Christen, ist mir sehr lieb. Gott belohne Sie in alle Ewigkeit auch für diese Arbeit und für den frommen Eifer, aus welchem Sie sie unternommen haben. Wollten Sie mir wohl bey Gelegenheit einmal die zweyen Verse des Herrn == anzeigen? O theuerster Herr Professor, Sie können sich in Ihrer Demuth nimmermehr so Klein seyn, als Sie mir darinnen groß sind.

Wenn Sie doch nur der Poesie nicht entsagt hätten! Ist würden alle Ihre Freunde Sie bitten, unserm theuersten Churfürsten auch in Ihren Schriften ein Denkmal zu hinterlassen. Und Sie würden dem Vaterlande diesen Dienst nicht versagen. Jeder redliche Unterthan, dessen Herz zu voll, oder dessen Zunge zu unberedt ist, die
Empfin-

Empfindungen seiner Seele zu sagen, würde es Ihnen danken, und sich freuen, daß Sie ihm eine Sprache erfunden hätten. Er würde die schönsten Stellen auswendig lernen, und wenn er dann von seinem Churfürsten reden wollte, mit Ihren Worten von ihm reden.

Ich habe einige Kleinigkeiten auf den Tod dieses unschätzbaren Prinzen gedruckt gesehen; aber es ist alles nichts. Die Größe des Gegenstandes, wie Sie wissen, setzt allemal die Schwäche des Dichters in ein helleres Licht, als ein geringer Inhalt. Und ich denke, wer den Werth unsers Verlustes kennt, und davon, wie er soll durchdrungen ist, der kann, wenn er anders ein Dichter ist, nichts Mittelmäßiges schreiben. Entweder er wird ganz schweigen, oder er muß im Ausdrucke seiner Empfindungen vortrefflich seyn.

Haben Sie denn auf Ihrer Akademie keinen jungen Dichter, welchen patriotische Regungen und Ihre Aufmunterungen in einen poetischen Enthusiasmus versetzen, und ihm ein Lied eingeben könnten, das eines solchen Prinzen würdig wäre? Wie sehr wünschte ich, daß Cramer noch unser seyn möchte! wiewohl ich ihn den Dänen nicht misgönne. Aber gewiß man sollte dafür sorgen, daß den Sachsen ein treues Bild aller der Tugenden ihres verlorren Vaters, und aller Verdienste, die er um ihre Wohlfahrt hat, aufbehalten würde.

würde. Und wenn das auch gleich zur Ausbreitung und Unsterblichkeit seines Ruhms, und zur Erhaltung seines unvergänglichen Andenkens in den Herzen seiner Unterthanen, nicht nöthig ist; so scheint es doch die Pflicht und Dankbarkeit zu erfordern. Kein wahres Genie denke ich, sollte bey einer solchen Gelegenheit seine Talente ungebraucht lassen.

Indessen wenn auch Niemand da ist, der im Namen des Landes prächtig klagt, und den wahren Schmerz der Unterthanen berühmt macht; so ist er doch deswegen nicht weniger wahr, nicht weniger pflichtmäßig, und den Sachsen eine Ehre; und wer die Sachsen kennt, wird gewiß hier das Volk von aller Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit freysprechen, und den Ruhm des Fürsten und die Liebe der Unterthanen in den ungekünstelten Thränen so deutlich und so überzeugend, als in dem erhabensten und rührendsten Gedichte, lesen. Der sechste Sebruar ist der Tag, der besonders dem ehrenvollen Andenken unsers seligen Churfürsten gewidmet ist. Ein trauriger Tag! an welchem in Einer Stunde, an allen Orten im Lande, unzählich viel Großes und Frommes und Edles, bald schön, bald schlecht, von ihm gesaget werden wird. Aber die Rührung in den Herzen der Zuhörer wird den Rednern auf der Kanzel zu Hülfe kommen
und

und mehr thun, als ihre Beredsamkeit kann.
Leben Sie wohl.

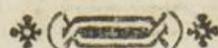
Dresden, den 21. Jan.

1764.

CLIX.

Liebste Freundin,

Also haben Sie mein Portrait? Dank sey es
der guten Gräfinn, daß Sie es haben; und
Dank Ihnen, daß Sie es so werth halten! Nun
fehlet nichts mehr, als daß Sie das franke Ori-
ginal noch sehen und sprechen. Aber wann wird
das geschehen? Vielleicht bald; vielleicht in die-
sem Leben niemals, denn ich bin ziemlich krank.
Wenigstens denke ich oft an das Carlsbad,
noch öfter an den Tod; und wer denkt oft und
weise genug daran? Ich habe wieder einen lie-
ben Freund, der Böhme hieß, Landrichter im
Kreisamte, ein Liebling von W., und jünger
als ich, war, durch einen geschwinden Tod ver-
loren. So stirbt die Welt meiner Bekannten mir
ab, bald durch den Tod, bald durch Entfernung!
Aber getrost! Ein guter Tod ist Leben und Selig-
keit, und das Sterbebette oft noch Ruhe und
Friede. Ich denke niemals an das Ende des
großen Addison, ohne eine christliche Eifersucht.
Sie kennen es aus Ihrem Young. O Gott,
möchte



würdte doch das meinige eben so seyn; wie überglücklich wäre ich!

Künftige Woche will ich Ihrer Freundin in C = = die Briefe, die sie von Ihnen besitzt, und die sehr schön sind, wieder schicken, und ihr für die Mittheilung derselben danken, noch einige andere Briefe beantworten, und hierauf, wenn Gott will, einige Zeit aufs Land gehen. Küssen Sie der Frau Gräfinn die Hand in meinem Namen. Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir bald wieder.

Leipzig, den 31. März

1763.

G.

CLX.

Mein lieber Herr Professor,

Es war sehr gütig von Ihnen, daß Sie mir am Ende Ihres Briefs sagten, bald wieder zu schreiben; und nun bilde ich mir ein, daß ich, auf eine solche Erinnerung, nach zehen Tagen nicht bald genug schreibe. Was mich abhielt? — Ich kann es Ihnen nicht eigentlich sagen. Ihr Brief ist — — ich weiß nicht — ob traurig? Wohl sechsmal habe ich ihn, in der Absicht, ihn zu beantworten, gelesen, und habe die Feder wieder hingelegt, und den Brief auch; ich hatte keinen Muth. Die Idee Ihres verstorbenen und
Ihrer

Ihrer entfernten Freunde, die Gedanken an Krankheit und Tod — und an wessen Krankheit und Tod! machten mich so niedergeschlagen, daß ich nicht schreiben konnte. Es scheint mir selbst nicht, als ob ich in der izzigen Stunde fröhlicher wäre: aber ich bin izzt auf so eine Art betrübt, daß ich gern mit Jemanden, der es mir erlaubte, davon reden möchte; und izzt habe ich keinen Menschen um mich, als Sie, mein theuerster Freund; denn wenn ich an Sie schreibe, bin ich ganz bey Ihnen.

Es ist wahr, wenn ich den Tod Ihres Freundes und Ihre Krankheit abrechne, enthält Ihr Brief lauter tröstliche Bilder, das Bild des guten Todes und das Sterbebett eines Frommen, von welchem unser lieber Young sagt, „daß es sein Heiligthum, über den gemeinen Weg des tugendhaften Lebens hinausgesetzt, mit besondern Vorrechten begnadigt ist, und ganz im Gebiete des Himmels liegt — Denn der Himmel erwartet nicht den letzten Augenblick; schon diesseits des Todes erkennet er seine Freunde, und zeigt sie den Menschen zu einer wichtigen Lehre. Denn nicht im Tode ist der Sterbliche zu finden. Sein Verhalten ist ein Vermächtniß für alle —“.

Nun giebt es wohl Menschen, die darüber traurig werden, wenn sie Personen, die sie lieben, vom Tode reden hören, ja, die über den Gedanken an ihren eigenen Tod traurig werden. Aber

G. Briefe,

H

ich

ich gehöre nicht zu diesen Menschen. Einmal ist uns der Gedanke des Todes ein so höchst nöthiger Gedanke, daß er nie für traurig sollte gehalten werden: denn das giebt Gelegenheit, ihn zu entfernen. Und hernach ist er ja eine von den ersten allgemeinen Lehren, die der mitleidige Schöpfer seinen verirrtten Menschen, zu ihrem Wohlverhalten in der Welt, durch die Natur gegeben. Denn welche Wahrheit, als die: Du bist Staub, und wirst wieder zu Staub werden; was geschickter, uns zu lehren, wie weit unsre Ansprüche an die Welt gehen sollen und dürfen, und uns wieder zu demjenigen Punkte der Wahrheit zurück zu bringen, von welchem unsre unordentlichen Neigungen uns alle, die einen mehr, die andern weniger, ableiten? — Und endlich, wer es glaubt, daß die Religion dasjenige ist, was uns in der gegenwärtigen Welt ruhig, und in der künftigen selig machen kann; wie kann der den Gedanken des Todes nicht lieben? Wie kann er es vergessen daß dieser Gedanke vorzüglich zur Religion gehört, ja selbst Religion ist? In der That, so wie ich ihn betrachte, ist er ihr vornehmster Inhalt. Um des Todes willen ist die Religion, nicht um dieses, oder doch weniger um dieses Lebens willen. Der Tod giebt der Religion Ursache und Wirksamkeit, und bringt uns zu unserer Bestimmung, und vollendet uns zu dem Endzwecke, zu welchem uns die Religion nur vorbereiten soll. Was wäre sie ohne den Tod?

Tod? und wie wollen die sterben können, die vor diesem Gedanken fliehen?

Bester Freund, Gott erhalte Ihr Leben noch lange, und segne es mit Gesundheit! Sie kennen mein Herz, und wissen, wie aufrichtig ich Ihnen dieses wünsche. Und ich kann es aufrichtig thun: nicht allein, weil ich Sie liebe, und gewiß bin, daß ich einen Theil Ihrer Gewogenheit besitze, die mir unaussprechlich theuer ist; sondern weil ich gewiß weiß, daß Sie einen jeden Tag Ihres Lebens, sich und andern zum Segen, und keinem einzigen zum Schaden, leben würden. Aber wenn Sie einst Ihre theure Seele Ihrem Gotte überlassen sollen — — o so wünschte ich, daß ein König dabey gegenwärtig seyn, und dem nachfolgenden Geschlechte die Scene Ihres Todes schildern möchte; — eines Todes, der so fähig wäre, das Beyspiel Ihres Lebens mit Nachdruck zu empfehlen! —

Aber was ist denn nun so trauriges in allem dem, was ich bisher geschrieben habe? Dieß habe ich mich schon etlichemal gefragt; und es ist nichts. Gleichwohl, was weine ich? Ich habe immer mit unter im Schreiben geweint, und ich dünkte, wenn mein Leben darauf stünde, ich könnte mich dessen izt nicht enthalten, aber ich weiß nicht woher es kommt. Ich bin eben nicht zur Traurigkeit gemacht; und manchmal habe ich gar von mir geargwohnet, daß mein Gemüth etwas mehr natürlichen Hang zum Leichtsinne als zum

Ernst habe. Indessen kann ich doch leicht sehr tief gerühret werden, und das, ohne den Einfluß äußerlicher Dinge, die etwa mich besonders angingen; nur durch meine eigene Betrachtungen. Aber in der That; es sind in dem Leben, und selbst in dem Leben guter Menschen, so viel traurige Zufälle, und manchmal in einem einzigen Streiche ein so vielfaches Unglück, daß man wohl Ursache zum Weinen hat.

Heute aber habe ich ein Vergnügen, das wirklich für mich groß ist, ob es wohl kein sehr fröhliches Ansehen hat. In meiner Nachbarschaft wohnte ein Mann, ein = = =, der von einigen geliebet und geehret, von andern hingegen getadelt, verspottet, und, ich kann sagen, gelästert ward. Ich habe ihn nie genau gekannt, und daher auch keinen Beruf zu haben geglaubt, mich um ihn und das, was von ihm gesagt ward, sorgfältiger zu bekümmern. Dieser Mann nun ist heute früh, nach einer kurzen Krankheit von fünf Tagen, die ihm aber bis an die letzte Stunde den freyen Gebrauch seines Verstandes gelassen, unter anhaltenden Anfällen einer ängstlichen Erstickung, mit völliger Losmachung von der Welt, mit einem freudenvollen Verlangen nach der Ewigkeit, voll Ruhe und Trost, selbst Trost für seine Frau und seine drey jungen Waisen, die er wirklich als ein guter Ehemann und Vater geliebet hat, gestorben. Nun wissen Sie, liebster Herr Professor, und Young sagt es auch: „Ein Sterb-
 „beette ist ein Verräther des Herzens. Hier
 „wohnt

„wohnt ein unüberwindlicher Beweis; hier list die
 „müde Verstellung, die Beherrscherin in dem Ge-
 „berdenspieler des Lebens, ihre Larve fallen; hier
 „sind Schein und Wahrheit einerley; hier sehn
 „wir den Menschen; wir sehen sein sichres Ver-
 „trauen auf den Himmel, wosern seine Tugend
 „rechtschaffen ist —“ Soll ich nun nicht glauben,
 daß die Tugend dieses Mannes, die, wenigstens
 mir, sein Tod zu rechtfertigen scheint, rechtschaffen
 gewesen, und daß er von Verläumdern, wo nicht
 in allem, doch in den Hauptsachen, Unrecht gelit-
 ten? (denn ich verlange ihn nicht von jedem Fehler
 frey zu sprechen: ich weiß es, daß er welche hatte;
 und wo ist der Mensch, der ganz davon frey wä-
 re? —) Und soll ich mich nun nicht freuen zu den-
 ken, daß Gott ihm aus Gnaden, mit ewigen Eh-
 ren die leichte Verachtung einiger Menschen ersetzen
 werde?

Ich habe der Frau Gräfinn in Ihrem Namen
 die Hand geküßt. Sie empfiehlt sich Ihnen bes-
 tens, und freut sich darauf, Sie nach den Feyer-
 tagen zu sehen, und hernach mit Ihnen zugleich in
 Carlsbad zu seyn. Möchten Sie doch dießmal,
 noch gesünder und dauerhafter gestärkt, von dort
 zurück kommen, als vorm Jahre; und möchte ich
 Ihnen noch viele Jahre sagen können, daß ich mit
 der vollkommensten Ehrerbietung bin &c.

Dresden, den 8. April.

1764.

Ehuerster Herr Professor,

Unser guter Herr von Ch == ist seit acht Tagen wieder hier, und geht morgen, oder längstens künftige Mittwoche zurück nach F ==. Wo ich nicht irre, ist er Ihnen genau bekannt. Dächten Sie nicht, daß er einer von den besten jungen Leuten ist? Nach dem, was ich von ihm gehört und gesehen habe, mache ich keine Schwierigkeit, ihn unter die besten der wenigen Menschen zu setzen, die ich kenne. Aber je mehr mir sein solider Charakter, seine philosophische und aufrichtige Seele gefällt, und seine Geduld, Freudigkeit und Ergebung mich erbaut; so sehr betrübt mich die traurige Beschaffenheit seines Glücks. Seit zwey Jahren ist er nun schon in F ==, und legt sich auf diejenige Wissenschaft, auf die ihn seine Neigung vorzüglich geführt, und darinnen er nützlich seyn zu können glaubt. Hätte er nur so viel, daß er leben könnte; so würde er, da er wirklich Versicherungen und Hoffnungen, ob gleich keine gewisse Aussicht vor sich hat, aus Neigung noch dort bleiben, und ruhig den Zeitpunkt seiner Versorgung erwarten. Aber da seine Umstände es ihm nicht erlauben, außs Unge- wisse hinzuleben; so wird er sich gezwungen sehen, ausser Landes ein Glück zu suchen, das vielleicht eben so ungewiß ist. Dieser Schritt wird ihm unendlich sauer ankommen, da er eine Schwester zurück-

zurückläßt, die in G = bey seinem alten abgelebten Vater lebt, der sie kaum nothdürftig unterhalten, ihr also kein Erbtheil als seinen Segen (der Bruder spricht, sie wäre ein frommes Kind,) hinterlassen kann, und nach dessen Tod sie sich ganz allein in einer Welt befinden wird, in der ihr Bruder, wenn er nur unterdessen eine sehr mäßige Versorgung erhielte, ihre einzige und beste Zuflucht wäre. Ich will eben nicht sagen, ob es wohl ziemlich wahrscheinlich ist, daß Menschen, und rechte gute Menschen, die im Glücke sind, und sich nie in einer traurigen Situation befinden, oder sie doch längst vergessen haben, gegen das Unglück der Andern eine gewisse Gleichgültigkeit behalten, die sie verhindert, so viel Antheil daran zu nehmen, als man nehmen muß, wenn man im Ernste darauf bedacht seyn will, einem Unglücklichen zu helfen. Allein das kann man sicherer behaupten, daß das vornehmste Hinderniß darinnen mit besteht, daß diejenigen, welche Hülfe bedürfen, bey denen, welche die Mittel dazu in ihren Händen haben, so schwerlich Gehör finden, weil diese, theils mit Geschäften überhäuft, und dadurch zerstreuet werden, und theils Ceremonienbesuchen und andern dergleichen Schuldigkeiten eine Zeit aufopfern müssen, die sie gesegneter zum Dienst und zur Beförderung des Glückes bescheidener Tugendhaften anwenden würden, die keinen Freund haben, der für sie spricht, und keinen Schimmer um sich her, der Aufmerk-

samkeit erregt. Eben so geht es auch dem armen Eh = = =, der manchen vergeblichen Gang, auch wohl manche vergebliche Reise thun muß, und doch vor diejenigen nicht kommen kann, die ihm allein einige gewisse Aussichten eröffnen, oder ihm wenigstens eine abschlägliche Antwort ertheilen könnten, die er vielleicht noch als eine Wohlthat annehmen würde, wenn er sie erhielte, ehe er noch mehr Jahre bey Erlernung schwerer Wissenschaften verlore, die am Ende vielleicht für ihn ganz ohne Nutzen seyn werden.

In der That wenn ich die vielen Exempel dieser Art betrachte, wie beschwerlich der Eintritt in die Welt, und oft das Leben selbst derer ist, die Würden und Ehren erlangt haben, die sie durch mühsame sorgenvolle Arbeiten erkaufen: so kehre ich das Gesicht ab, und sage, daß es traurig in der Welt zu leben ist. Aber das muß vielleicht so seyn. Wäre hier alles nach den Gesetzen der Billigkeit abgemessen, wären alle Tugendhafte so glücklich, als sie zu verdienen scheinen: so würden wir wenig an diejenige Welt denken, wo die Gerechtigkeit allein herrschen soll.

Quand sur la terre pénétré de douleur
Je vois l'humble vertu, qu'accable le malheur:
J'éleve mes regards vers un juge suprême,
Et je reconnais Dieu dans ce desordre même,
Puisqu'il le souffre, il doit le réparer un jour. —

Und

Und das wird er thun. O wenn wir nur den Gedanken der zukünftigen Welt stets bey uns lebendig erhielten: wie sehr wenig Dinge würden alsdann für uns eine Versuchung zum Murren seyn!

Aber wie kommen Sie denn dazu, daß ich Ihnen den Kummer meines Freundes klage? — Doch ich dürfte Ihnen ja wohl eben so zuversichtlich meinen eigenen klagen. Warum sind doch nicht alle Menschen so mitleidig wie Sie? Dadurch würde schon die itzige Welt dem Himmel gewissermaßen ähnlich werden. Leben Sie wohl, mein theuerster Freund. Ich bin Zeitlebens ic.

Dresden, den 21. Sept.

1764.

CLXII.

Theuerster Herr Professor,

Ich schicke Herrn C = = = Thomsons Jahreszeiten wieder, die er mir und meiner Schwester seit meiner Abreise aus Leipzig geliehen hat, und die mir ganz ausnehmend wohl gefallen. In der That, wenn ich auch in meinem Leben kein englisches Buch mehr zu lesen bekäme: so sollte es mich doch nicht gereuen, nur um dieses einzigen willen Englisch zu lernen. Ich habe es zweymal, und mit sehr vielem Fleisse gelesen, und

wie ich wenigstens glaube, bis auf drey oder vier kurze Stellen, ganz verstanden, und mich unterm Lesen vielmal bey demjenigen bedankt, der uns zuerst zur englischen Sprache Muth gemacht hat.

Ich erfahre zuweilen, wie Sie sich befinden, und freue mich, so wie ich mich bey meiner andern Freunde vollkommenen Gesundheit freue, wenn ich höre, daß Sie nicht krank sind. Nur ein verneinendes Wohlbefinden! — — Es ist traurig für seine Freunde zu fürchten. Das habe ich izt sehr lebhaft bey der Krankheit unsrer lieben Madam D = = empfunden; denn niemals habe ich gewußt, daß so viel Ursache zu fürchten war als da.

Es sind heute sechs Jahre, daß ich einen Freund zum letztenmal sah, der in zehen Tagen darauf todt war, ohne daß ich für ihn fürchtete. Er verließ mich gesund und froh, und das erste mal, als ich wieder von ihm hörte, meldete man mir seinen Tod. Es thut nichts, daß sein Name unbekannt, sein Leben kurz war; daß die Welt ihn nicht kannte, nur wenige seinen Werth wissen, und niemand von ihm spricht. — Von seinem Andenken inspirirt, habe ich dennoch Recht, wenn ich ihn mit in den Junhalt eines Briefes an Sie mische. Dieß sey eine Ehrenbezeugung, die ich seinem Andenken erweise, gleich den Blumen, die man auf geehrte Gräber streut! Es ist keine fremde Materie, ob er selbst gleich Jh-
nen

nen unbekannt war. Denn er war ein frommer Jüngling

As truth sincere, as weeping friendship kind.

und ein Freund — — theuerster Herr Professor, ein solcher Freund, als ich glaube, daß Sie in den Jahren des Jünglings, ehe noch ernsthafte Sorgen Ihr Herz einnahmen, und Empfindungen von Krankheit, und die der Krankheit beschwerlichen Geschäfte, die zärtlichen und angenehmen Eindrücke schwächten, Ihren jungen Freunden gewesen sind. Er ehrte Sie zärtlich. Vielleicht mögen wohl einst nach diesem Leben Ihre Seelen einander ausfindig machen, einander deutlich kennen, und in alle Ewigkeit einander lieben. Welch ein Segen des Himmels ist tugendhafte Freundschaft! Welcher Anblick ist schöner, als der Anblick einer edlen und gefühlvollen Seele, und welche Quelle menschlicher Glückseligkeit ist reicher und unerschöpflicher, als das heilige Bündniß, das solche Seelen vereinigt!

Sie kennen wohl das jüngste Fräulein S = = in L = = nicht? Sie ist eine Freundin, die mir meine Reise zu Ihnen eingebracht hat. Wollen Sie wissen, wie ihr Herz redet: so lesen Sie nur dieses Briefchen von ihr.

Da ich einmal von meinen Freunden mit Ihnen rede, muß ich Ihnen auch noch ein Wort von meiner

meiner

meiner K = = = sagen : — — — — —
 — — — — —
 — — — — —
 — — — — —

Indessen bin ich doch von ihrer Liebe und Freundschaft so vollkommen überzeugt, als ich Sie, bester Herr Professor, zu überzeugen wünsche, daß ich, so lange ich lebe, die leichte und angenehme Pflicht lieben und in Ehren halten werde, mit dem dankbegierigsten Herzen zu seyn &c.

Dresden, den 18. Sept.

1765.

CLXIII.

Liebste Mademoisell,

Da Sie meine Umstände kennen, so darf Sie meine späte und kurze Antwort auf Ihre beyden langen und lieben Briefe nicht befremden. Genug daß ich Ihr Freund bin, wenn ich auch Ihr unfleißigster Correspondent wäre. Der erneuerte und von Ihren Aeltern gebilligte Briefwechsel mit Herrn K = = kann mir nicht anders als angenehm seyn, so wie er für diesen gewiß vortheilhaft seyn muß. Indessen erschrecke ich doch über die Menge Ihrer Correspondenten, die das gute Fräulein S = = noch vermehrt hat.

Wenn

Wenn Sie verheirathet wären, würden Ihnen freylich die Geschäfte des Hauses den Briefwechsel schwer machen; aber nun sind Sie es iht noch nicht, und also geniessen Sie das Privilegium, Ihre freyen Stunden zum Schreiben anzuwenden, in so fern Ihre Frau Mutter es billiget, und Ihr künftiger Mann nichts dabey verliert. Die Frau D = = ist Ihre sehr grose Freundinn, davon bin ich ein Zeuge; so wie sie überhaupt eine vortreffliche und liebenswürdige Frau und Mutter ist. Ich bin zween Tage in B = = bey dem Grafen B = = gewesen; aber meine Kränklichkeit, mit der ich täglich streite, und die rauhe Witterung, haben mich wenig Vergnügen da geniessen lassen. Ich eilte also zurück, als gehörte ich nicht mehr auf das Land. Leben Sie wohl, liebe Mademoisell, und versichern Sie Ihr ganzes Haus meiner Hochachtung und Ergebenheit

Leipzig,

den 22. September

1765.

G.

Antwort auf den vorhergehenden
Brief.

Schon wieder eine freye Stunde? werden Sie sagen. Ja, liebster Herr Professor, und ich habe deren schon verschiedene ungern vorbeystreichen lassen, aus bloßer Furcht, Sie möchten endlich mehr über die Menge meiner freyen Stunden, oder über meine wenige Arbeit, als über die Anzahl meiner Correspondenten erschrecken. Wenn ich meine Correspondenten zähle, so dünkte man doch, ich müßte sehr viel schreiben — Der Herr Professor Gellert; der Herr Oberpostcommissar, schreibt, glaube ich, nicht mehr; der Doctor S = =, schreibt, denke ich, auch nicht mehr, oder doch selten — meine K = = in C = =, das Fräulein Sch = =; schreiben nicht oft — Die Madam D = = schreibt sonst auch selten, will aber nun öfter schreiben — o trösten Sie, trösten Sie doch die gute Madam D = =, bester Herr Professor! — Herr X = = etwan alle Monate; der Herr von Ch = = = des Jahres zwey bis drey mal, Englisch; der kleine Däne S = = = allemal zum Neuen Jahre; Eine gewisse Fräulein von A = = = in G = = schreibt ziemlich oft wegen einer Angelegenheit, die sie hier am Hofe hat, und von der sie zuweilen einige Nachricht verlangt; und endlich fast wöchentlich zweyen Briefe, die ich im
Namen

Namen meiner Mutter an ihre verheirathete Schwester schreibe. Wenn ich die Briefe an das Fräulein U = = , und die an meine Tante abziehe, welche ich ohnedem nicht zu meinen freyen sondern zu meinen Arbeitsstunden rechne, und die übrigen Correspondenzen gleich eintheile, so kann unmdglich auf eine jede Woche ein Brief kommen. Nun sind mir alle meine Abende frey, und wir sind immer allein und haben gar keine Gesellschaft. Ich bin alle Abende zu Hause, ich müßte denn einmal bey Herr Z = = seyn, und habe überhaupt wenig Bekanntschaft, und wenig Besuche zu geben und anzunehmen. Auf diese Weise, liebster Herr Professor, erspare ich sehr viel Zeit, die ich nach meiner Neigung zum Lesen, zum Schreiben, oder zu kleinen Nebenarbeiten anwenden kann. Ich bin so unglücklich daran, daß ich von meinen liebsten Freunden entfernt bin. Hätte ich sie hier um mich, so würde ich ihnen viel mehr Zeit schenken, und keinen Augenblick davon bereuen. Wenn ich verheirathet wäre, würde sich freylich diese meine Eintheilung ein wenig ändern müssen; aber dafür finden auch verheirathete Frauenzimmer viel Nachsicht gegen ihre Nachlässigkeiten in solchen Fällen. Ich, so begierig ich auch auf Briefe von meinen Freunden bin, ließ es mir doch gern gefallen, daß die liebe Madam D = = selten schrieb, und auch, wenn sie einmal schrieb, den halben Brief diktirte, und durch Herrn X = = schreiben ließ. In der That glaube ich nicht,
daß

daß man, wenn man sich verheirathet, allen freyen Stunden entsagen müßte. Allein ich denke, eine zärtliche Frau, die ihren Mann liebt, und in demselben einen angenehmen Gesellschafter findet, soll nicht wünschlen, über ihre freyen Stunden so unumschränkt befehlen zu können, als sie thun mochte, da sie noch unverheirathet war. Ich meyne, sie soll ihre Geschäfte, wenn es möglich ist, so eintheilen, daß sie sich diejenigen Stunden frey machen kann, in welchen ihr Mann ohne Geschäfte ist, damit der Mann so wenig als möglich, die mit Arbeit und Sorgen beschäftigte Haushälterinn in ihr erblicken; sondern, so viel als möglich, die heitere gefällige Freundin in ihr finden möge, die bereit ist, mit einem freyen Gemüthe an seinen vergnügten Stunden Theil zu nehmen, und sorgfältig, die Wolke zu zertheilen, die sich etwan darüber ausbreiten will.

Es können freylich Fälle und Umstände kommen, in welchen der beste Plan dieser Art nicht auszuführen ist; ja, solche Umstände, in welchen die gefälligste und verbindlichste Frau alle Fähigkeit dazu verliert

— — — — —
 — — — — —
 — — — — —
 — — — — —

Es giebt wohl tausend alltägliche Heirathen, die es zeigen, daß sie ohne Wahl geschlossen wurden; aber diese hält mein Herz für ein Unglück. Welche

Empfinz

den übrigen Vormittag an, diese Antwort zu schliessen, und an Sie zu schreiben. Leben Sie recht wohl, bester und gütigster Freund! Wenn ich auch unter allen denen würdigen Personen, deren Freund Sie sich nennen, am wenigsten in Betrachtung zu ziehen bin: so stellt mich doch dieß zufrieden, daß ich mit zu der Zahl derer gehöre, die von Ihrer Freundschaft am lebhaftesten gerührt sind, und den ganzen Werth derselben empfinden.

Dresden, den 12. Oct.

1765.

CLXV.

Mein bester theuerster Herr Professor,

Sch habe die Frau Gräfinn V = =, die ich, wie Sie wissen, aufrichtig verehere und liebe, nebst ihrer Fräulein und ihrem Sohne gesehen. Hernach besuchte ich mit meiner Schwester unsere gute Freundinn, die Madam H = =, und nun, um den Tag vergnügt zu beschliessen, mache ich Ihnen noch einen kleinen Abendbesuch. Fürchten Sie nichts, er soll nicht lange dauern, ich will auch meine D = = = noch sprechen, und auch dem D. S = = noch wegen seiner Mutter condoliren; das aber mag bleiben bis auf die Nacht.

Sie

Sie werden wohl denken, und es kann fast nicht anders seyn, daß ich ein sehr müßiges Leben führe, weil ich in einem Tage Besuche gebe und Briefe schreibe. Aber wenn Sie wüßten, wie viel ich iht Zeit erspare. Ich habe iht fast gar nichts zu antworten. Ich bin oft zu meinem eigenen Erstauen fleißig. Niemand scheint zu denken, daß ich es bin, als bis ich es erzähle; und es ist doch so was verdrießliches, von seinen eigenen Verdiensten zu reden. Davon zu schreiben, ist noch leichter. Mir wird es wenigstens gar nicht schwer.

So fleißig ich aber meinen Gedanken nach iht bin, so glaube ich doch, daß ich es noch mehr seyn könnte. Ich habe mir also vorgenommen, im künftigen Jahre eine Probe zu machen. Ich will versuchen früher aufzustehen, und so wenig Zeit zu verständeln, als nur möglich ist. Warum das? — O lieber Herr Professor, darunter steckt ein wichtiges Geheimnis. Ich habe, oder vielmehr, ich werde mit zwei Gesellschaften in unsere Kirchenlotterie legen, und bin noch überdieses in einer andern Lotterie, in der ich schon, (ich weiß selbst nicht recht ob acht oder achtzehn Groschen) gewonnen habe. Nun denke ich, es kann nicht fehlen, ich werde doch etwas gewinnen, wenigstens so viel, als ich davon auf künftiges Frühjahr eine Reise nach Leipzig in Gesellschaft meiner Geschwister bestreiten kann; denn ich wünsche mir fast nichts so sehr, als Sie und meine Freundin

D = = in der Welt noch Einmal zu sehen und meine Schwester dabey zu haben. Der Bruder reiset des Wohlstands wegen auch mit. Und eben darum will ich fleißiger werden, damit ich die Zeit, die ich verreisen werde, einbringe. Wenn nur erst der Punkt wegen der Lotterie richtig ist; — — igt fühle ichs gleich, daß das Vergnügen Lustschlöffer zu bauen, nicht so schlecht ist, als man denkt; — — alsdann werde ich noch meine Geschicklichkeit anwenden müssen, einem andern Einwurfe zu begegnen, den meine den Vorurtheilen unterworfenene Vernunft dem Projekte dieser Reise entgegen setzt. Er läuft, kurz gefaßt, darauf hinaus, daß uns die Leute eine solche Reise übel auslegen könnten. Es wäre höchst überflüssig, mir igt den Kopf darüber zu zerbrechen. Diese Schwierigkeit möchte ich überhaupt am liebsten erst auf der Reise in Betrachtung ziehen. Ich glaube nicht, daß ich mich so recht in die Welt schicke, wie sie ist. Die Frage: Was werden die Leute davon sagen? ist mir bey unschuldigen und angenehmen Dingen allemal sehr anstößig gewesen; und sie wird einem unter den Menschen bis zum Eckel wiederholt. Was das Leben in der Welt noch erträglich macht, ist, daß man nicht so leicht das Nachtheilige erfährt, was die Menschen von unsern Handlungen denken, und daß man mit einiger Gleichgültigkeit und Unachtsamkeit gegen ihre Urtheile noch zufrieden und ruhig genug seyn kann. Indessen mag es wohl einiger=

nigermassen gefährlich seyn, diese Betrachtung oft und aus Gewohnheit zu machen. Es ist eine Art von Heldenmuth darinnen, bey dem sich unser Stolz gefällt. Wir ziehen uns in uns selbst zurück. Unser eigener Beyfall folgt der eingebildeten oder wahren Rechtmäßigkeit unsrer Handlungen, und diese Empfindung ist so süß, daß sie uns den Verdruß über die falschen und gehässigen Urtheile der Andern nicht empfinden läßt. So lernen wir nach und nach erstlich den Tadel, hernach den guten oder schlimmen Ruf überhaupt, gering schätzen, und uns selbst schmeicheln, daß bessere Menschen seyn werden, die besser, und so wie wir selbst thun, von uns denken; und diese Art zu schliessen, hat vielleicht schon verschiedentlichmal einen schädlichen Einfluß, wo nicht in die Sitten, doch in das Glück einiger guter und rechtschaffener Leute gehabt.

Ob Jemand schlimm von mir denkt, weiß ich nicht. Ich habe nichts davon erfahren, und gebe mir auch keine Mühe es auszuforschen. Ich verlange kein Gegengewicht gegen das Vergnügen, zu wissen, daß Sie, theuerster Herr Professor, und noch einige sehr gute Menschen gütig von mir denken und mich lieben. Hierunter rechne ich auch den rechtschaffenen Herrn von D = =, der mir bey dem letzten Abschiede aufs ganze Leben tausend Gutes gewünscht hat. Wie herzlich liebt er nicht Sie! Wie viel brünstige Wünsche wird sein redliches Herz für Sie gethan haben, als er

Sie verließ. — — Ich bitte Gott, dem Besten unter denen, die ich liebe, durch viele Jahre in dieser Welt, und in Zeit und Ewigkeit, alles das Gute wiederfahren zu lassen, welches so viele fromme Gebethe für ihn erbitten. Gott hat Güter, überschwengliche Güter, über alles was wir bitten und verstehen, für diejenigen, so ihn aufrichtig lieben — O wie glücklich wird er Sie machen! — — Ich bin mit vollkommenster Ehrerbietung, mit unaufhörlicher Ergebenheit &c.

Dresden, den 30. Dec.

1765.

CLXVI.

Liebster Herr Professor,

Ich bin Ihnen recht sehr vielen Dank für Ihr letztes gütiges Billet schuldig. Es wird mir allemal nützlich und angenehm seyn. Sollte sich Gelegenheit zeigen, daß mein Wunsch, Sie in dieser Welt noch einmal zu sehen, sich in Erfüllung bringen ließe: so giebt es mir ein Recht, diesem so guten Wunsche nachzusehen. Und wird mir derselbe noch lange verzögert, oder wohl gar vereitelt: so bleibt mir doch immer der Trost und die Freude, zu wissen, daß Sie mir die Erfüllung desselben sehr gewünschet haben. Und sind wir nicht, so zu sagen, halb im Besitze desjenigen Guten,

ten, welches uns unsere Freunde gönnen, oder gern verschaffen würden, wenn sie könnten? Und ist nicht oft die Freude über ihr Wohlwollen, und die Erkenntlichkeit unsers Herzens dafür, so rührend und so süß, als der Besitz und Genuß des Guten selbst? Dieses habe ich schon oft erfahren, und über verunglückte Projekte habe ich mich auch schon einigemal zufrieden gegeben. Man wird dieses in der Welt sehr gewohnt. Die geringsten und gewöhnlichsten Dinge sind zuweilen in der Ausführung so schwer als eine Königswahl oder eine Eroberung. Einige von meinen Freundinnen und ich hatten Lust in diesem Winter irgend ein gutes Schauspiel zu lernen, und zu unserm Vergnügen unter uns aufzuführen. Die Wahl war schwer, weil wir keine Mannsperson dazu nehmen, und wenig Frauenzimmer eine Mannsrolle spielen wollen. Wir blieben endlich bey der Bethschwester stehen; aber auch da ereignen sich die Schwierigkeiten, und weder die Bethschwester, noch sonst ein Stück wird aufgeführt werden. Herr X = = hat mir einmal gesagt: Sie wären der Meinung, daß die Bethschwester nicht mehr sollte gespielt werden. Ich habe sie nie gesehen. Ich verstehe auch nichts von Schauspielen, aber ich dünkte, es wäre ein sehr gutes Stück, und die Charaktere sehr wahr und natürlich. Dafür bin ich zwar nicht, daß man es oft spiele. Es ist nicht so gar nützlich, weil es eben nicht viel Bethschwestern giebt, und

weil die rechten Bethschwwestern nicht in die Komödie gehen, da es sechs oder acht Groschen kostet, auch keine Komödie lesen, sondern lieber Geld zählen, und mechanisch ein Lied dazu singen, ohne dabey etwas zu denken oder zu empfinden.

Was mir an den Schauspielen gefällt, die izt hier am meisten von den französischen Komödianten aufgeführt werden, ist, daß ihre Satyre hauptsächlich das Leere, Frivole, Empfindungslose und Nichtsbedeutende trifft, das in den Gesellschaften, und überhaupt in dem Leben der Leute nach der Mode herrscht, und daß ihre Moral darauf abzielt, an die Stelle dieser Nichtswürdigkeiten, und der verächtlichen Coquetterie, Wahrheit und Empfindung zu setzen. Und in der That, hier ist nichts nöthiger. Zwar sehe ich wenig Gesellschaften, aber man braucht nur drey Personen von der Art eine halbe Stunde lang zu hören, so weiß man genug. —

Meine Freundin K == hat mir kürzlich geschrieben, und mich gebethen, ihr Nachricht von Ihnen zu geben, welches ich auch gethan habe. Aus Bescheidenheit schreibt sie nicht an Sie selbst. Sie mag in dieser Tugend wohl viel stärker seyn als ich — — — Wer kann sich helfen? Sie haben dennoch Geduld mit mir; das weiß ich, und bitte auch darum. Denn die Freyheit, Ihnen zu schreiben, gehört nun einmal zu meinem Vergnügen; und meinem Vergnügen sind Sie nicht

nicht zuwider; dazu sind Sie viel zu gütig. Ich habe die Ehre zu seyn &c.

Dresden, den 20. Jan.

1766.

CLXVII.

Liebster Herr Professor,

Sie haben mich mit Ihrer moralischen Vorlesung durch Herrn W = = beschenkt. Sie wissen, daß mir alles theuer ist und seyn muß, was mir von Ihnen kommt. — In der That, Sie können nicht zweifeln, daß ich Ihnen sehr aufrichtig für diese Gewogenheit danke; die nämliche Gewogenheit, die ich mir gleich in meinem ersten Briefe an Sie auszubitten wagte.

Und wie gütig haben Sie nicht meiner guten Schwester durch Ihr Geschenk Freude gemacht! Ich soll ihr ein ganz kleines Plätzchen in meinem Briefe lassen, damit sie ihren Dank dafür mit ihrem eignen Namen unterschreiben könnte. Das habe ich ihr auch versprochen. Aber es ist hier noch so viel Platz, daß ich Sie wohl bitten möchte, mir zu erlauben, noch ein wenig bey Ihnen zu bleiben. Ich wünschte ohnedieß Ihnen einen Gedanken mitzutheilen, den ich neulich gehabt habe, und bey Gelegenheit Ihre Meynung davon

zu erfahren. — — — — —
 — — — — —
 — — — — —
 — — — — —
 — — — — —

So viel ist gewiß: junge Kinder, die von ihren Aeltern verkehrt erzogen werden, oder sich von ihnen lauter eigensinnigen und gebietrischen Widerspruch vermuthen, nehmen oft williger die Lehre oder den Rath einer fremden Person an, von der sie wissen, daß sie sich selbst und ihr eigenes Ansehen nicht mit dabey in Gedanken haben, und keine Herrschaft über sie zu behaupten verlangen kann. Auch macht oft ein Unterricht, der mit einem freundlichen Lächeln begleitet, und nicht im stolzen Tone des Befehls ausgesprochen wird, mehr Eindruck auf ein junges Herz, als das Beste, was eine sonst kluge Mutter oder Hofmeisterinn sagen kann, welche der Ernst des Alters, und die Gewalt und Gewogenheit zu befehlen und zu bestrafen, schon unangenehm machen. Und wie viele Erziehungen sind nicht so beschaffen, daß es für eine junge Person schon ein großer Vortheil heißt, wenn sie nur täglich Eine Stunde in einer Gesellschaft zubringen kann, wo sie etwas Gutes hören oder lesen, und auf eine unschuldige Art

Art

Art ruhig und vergnügt seyn darf? — — —

— — — — —
 — — — — —
 — — — — —

Es giebt Vorurtheile, seltsame Vorurtheile, in denen gar nichts Wahres ist, die man doch wider recht gute Sachen gelten läßt, und die einen aufhalten, ob sie das gleich nicht thun sollten. Eben deswegen giebt es auch viele Dinge, die weder unanständig, noch der wahren Ehre zuwider, oft löblich sind, und von denen man doch nicht einmal mit allen rechtschaffenen Leuten reden kann. Nur solchen kann man alles sagen, deren Denkungsart so richtig, so delikate, und zugleich so simpel ist, als die Ihrige.

— — — — —
 — — — — —
 — — — — —
 — — — — —

Sie, bester Herr Professor, kennen übrigens meine Gedanken von der Geringschätzung der Umstände dieses Lebens in Absicht auf zeitliches Glück und Ehre. Sie wissen, aus was für sichern Gründen ich mit allem zufrieden bin, was hier mein Loos seyn kann. Da ein viel Weiserer als ich, derjenige, dessen Werk ich bin, mein Schicksal ordnet und bestimmt hat, so weiß ich,
 daß

daß ich nichts zu thun habe, als seinen Beystand anzurufen, daß ich den Plan seiner Weisheit nicht durch das, was ich thue oder werde, verunstalte; sondern vielmehr dasjenige thun und bleiben möge, was er will, daß ich thun und seyn soll. Das macht mich ruhiger, fröhlicher, heiterer, als viele Menschen, die ich kenne, weil ihnen zum Theil die nöthige Bereitwilligkeit fehlt, dem Winke der göttlichen Vorsehung zu folgen, und denselben ohne Ausnahme für gut zu erkennen. Ich bin freylich auch immer glücklich gewesen. Selten ist meine Hoffnung hintergangen worden, weil ich wenig gewünscht habe, und selbst zu befürchtende Dinge befürchte ich nicht, weil ich meiner Pflicht, der göttlichen Hülfe zu vertrauen, keine Grenzen setze, die, wie Young sagt, auch durch einen Sturm erretten kann.

Aber bin ich von mir selbst so weise geworden? Nein, liebster Herr Professor; das maase ich mir nicht an, und das werden Sie mir auch nicht glauben.

Leute, die viel gelitten haben, mögen vielleicht durch mehr als natürlichen Trost, oder durch die höhere Weisheit, die sie aus ihren ausgestandenen Prüfungen als einen Gewinn und Lohn davon tragen, oder auch, wenn es die Schwachheit der Natur erfordert, durch die Abwechslung einiger glücklichen Begebenheiten aufgerichtet und gestärket werden müssen. Eben so nöthig mag es seyn, die vereinigte Jugend, Gesundheit und
Fröh-

Fröhlichkeit, die keinen Schmerz oder Leiden kennt, die der Zerstreuung, der Thorheit und Gedankenlosigkeit so leicht begegnet, und sich damit verbindet, durch einen plötzlichen Unfall, oder einen empfindlichen Schmerz, von dieser gefährlichen Gesellschaft zu trennen, und dem heilsamen Kummer zu überliefern, der sie mit der Ernsthaftigkeit, dem Nachdenken und der Betrachtung ihrer selbst bekannt machen soll. Ich erinnere mich und schäme mich einer unglückseligen Zeit in meinem Leben, wo es mir Mühe kostete, einen ernsthaften Gedanken zu finden und mich dabey aufzuhalten.

Das Unglück des Krieges, auf gewisse Weise; der Kummer anderer Menschen, den ich sah, und solcher, die mir lieb und nahe waren; noch mehr aber ein doppelter Verlust, den ich in der Freundschaft erlitt, brachten mich wieder zu mir selbst. Muß ich nicht die göttliche Erbarmung preisen, die mich gewürdiget hat, mich zurück aus der Welt in mich selbst, und in die Zukunft zu führen, und mir Lehrer zur Tugend zu geben, die ich so nöthig hatte? — Youngs Nachtgedanken waren mir wohl vorher schon bekannt; aber ich konnte sie nicht lesen; ich verstund sie so wenig als eine fremde Sprache. Nun aber konnte ich sie lesen, sie verstehen und empfinden. Mit welcher Begierde und mit welcher Theilnehmung las ich sie damals nicht! Dieses Buch hat mir unschätzbare Dienste geleistet. Gott belohne den
 gesez-

gesegneten Verfasser auch dafür in alle Ewigkeit! Er verwandelte meine Thränen in Freude, und meinen Schmerz in Weisheit und Muth. Meine besten und richtigsten Grundsätze habe ich von dieser Zeit her. Ich bin viel glücklicher, als ich sonst war. Meine ehemalige Ruhe war Abwesenheit und Unwissenheit des Uebels; meine gegenwärtige ist tiefeingedrückte, aus Erfahrung herfließende Kenntniß und Ueberzeugung von der Unzuverlässigkeit, Vergänglichkeit und Eile der Freuden, der Leiden und der Tage dieses Lebens, und eine gläubige Erwartung des Zukünftigen.

Ich bin also in einer Art von Sicherheit gegen die Zufälle des Lebens. Der Traum, den ich gelebt habe, hat mir Unterricht von dem Werthe desjenigen gegeben, den ich vielleicht noch leben soll. Welcher König kann seine Krone theurer achten, als ich die Freunde, die ich verlor? Und wie unsicher sind Kronen und Freunde! — Es ist höchst traurig, daß unsterbliche Seelen sich durch sterbliche Freuden entzücken, durch endlichen Schmerz niederschlagen lassen! Alles Endliche ist Nichts gegen das, was nie ein Ende nimmt.

Aber soll denn der trostreiche Contrast der Vergänglichkeit mit der Ewigkeit, die heilige Flamme der Freundschaft in unsrer Brust auslöschen, weil sie uns hier in der Welt nur Freuden gewährt, die unterbrochen und verdunkelt werden können? — Das sey ferne! Er soll nur unsere Trübsal erleichtern;

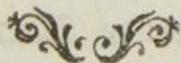
tern; denn dieser ist eine solche Dauer versagt, weil sie den Frommen nicht über das Grab hinaus folgen darf. Ein Vorrecht, welches nur die Freude behauptet. Mit der unsterblichen Freude aber, mit den Freuden der Freundschaft, die bestimmt sind, unsern gegenwärtigen und künftigen Zustand zu beseligen, mag sich unser Herz immer aufs zärtlichste verbinden. Sie sind nicht verloren; und wenn wir der Menschlichkeit die ihr gebührenden Thränen bezahlt haben, dann lernen wir, welcher ein Trost, welche eine Aufmunterung es ist, in eine Ewigkeit übergehen zu können, wo wir sie wieder finden, und ihrer ungestört genießten sollen —

Mit solchen Aussichten liebe ich Sie, theuerster Herr Professor. Ist es wohl möglich, daß ich jemals aufhören könnte, es zu thun? &c.

Dresden, den 15. März

1766.

Erlauben Sie mir, theuerster Herr Professor, daß ich Ihnen mit eigener Hand für das unerwartete und so sehr schätzbare Geschenk danke, das Sie mir gemacht haben. Womit habe ich mir Ihre Gütigkeit verdient, und womit kann ich die dankbaren Empfindungen ausdrücken, die sie in mir erregt hat?



Liebster Herr Professor,

Hier sitze ich bey einem dunkeln Lichte, unter einer grünen Meye, die vortrefflich riecht; höre Fledermäuse schreyen, und sinne nach, was ich Ihnen morgen schreiben will; bedaure, daß es schon um eilf Uhr, und also auf diesen Abend zu spät ist; denke, daß ich nichts weiter thun, als Ihnen recht herzlich in Gedanken eine gute Nacht wünschen kann; und, ohne es fast selbst zu merken, ergreiffe ich die Feder, und schreibe: Liebster Herr Professor — — und weil ich in gewissen Fällen nicht viel Herrschaft über mich habe, so kann ich mich nicht verhindern, ein wenig fortzufahren, und alle die Empfindungen schon icht zu empfinden, die mein Herz ganz gewiß morgen Vormittags und gegen Abend erfüllen werden — und o wie gern wird es sich ihnen überlassen!

Ich werde nicht wieder von Ihnen Abschied nehmen wie vorm Jahre; ich werde nicht die Thräne eilfertig abtrocknen, die mir entfiel, als ich durch das Zimmer lief, in welchem ich Sie icht zum letztenmal gesehen hatte, und nun nicht mehr sehen sollte — — Aber mein Herz wird Sie für alle Ihre Gütigkeiten segnen; für die redende Miene, die uns allen, die wir damals beyammen waren, sagte, daß Sie

Sie uns liebten und segneten; ich werde sie auf Ihrem Bilde auffuchen, und wenn ich sie nicht darauf finde, wird meine Einbildung sie ihm zu geben wissen. Glauben Sie nicht, daß ich Sie in meinem kleinen Enthusiasmus, in welchem ich mich oft in meinen vergnügtesten Stunden verliere, noch immer sehe und höre? — — — Und meine D = = ! die wird mich spät verlassen; sie wird mich bitten bey ihr zu bleiben, und ich werde nicht können. Man wird mir sagen, daß ich hier in Dresden schlafen muß; (denn wenn ich manchmal zu lange sitze, und lese oder schreibe, kömmt meine Mutter, und heißt mich zu Bette gehen und das Licht wegthun) — Glückliche erwünschte Tage! Noch immer in der Erinnerung schön, und mir auf mein ganzes Leben rührend! Auch wenn sie niemals wieder kämen! — Meine D = = — : Sie wissen, wie sehr sie Freundin seyn kann; und so sehr als sie es nur seyn kann, ist sie es für mich; und ich bin sie Ihnen schuldig — Muß ich mich nicht freuen, sie gefunden zu haben, und sie schon ein Jahr lang zu besitzen?

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung
und Ehrerbietung

Ihre

z. z.

Dresden, den 17. May.

1766.

CLXIX.

Thenerster Freund,

Ein ganzer Monat seit Ihrem gütigen Briefchen! Bester Herr Professor, ich verdiene wohl, daß Sie mich ein wenig wegen meiner Bescheidenheit loben. Und mit wie viel Freude, mit wie viel Zutrauen schreibe ich nicht heute, nun ich denke, daß ich recht lange gewartet habe? Ueberhaupt verlor ich nichts bey diesem Verzuge. Der vierte Julius ist dennoch mein Festtag gewesen; und obgleich die Post meine Wünsche für Ihr theures Leben nicht empfangen: so hat sie doch gewiß der Himmel mit Wohlgefallen gehört und angenommen. Meine liebe D = = hat mich auch so freundschaftlich an allem Antheil nehmen lassen, was mir wichtig seyn konnte: wie ihr ehrwürdiger Vater mit Ihrem Sohne Ihnen die süßeste Pflicht der Freundschaft und der ehrerbietigen Liebe abgestattet, und wie Sie den eigenen Geburtstag dieses ihr so theuren Greises feyerlicher haben machen helfen — Sehen Sie, so hat mein Herz

Herz sich immer mit Ihnen beschäftigt, und mit dem glücklichen, glücklichen Andenken des vorigen Jahres! Daß diese mir eine beständige Freude bleiben mögen, wünschen Sie? — O gewiß! das bleiben Sie! Bald — so angenehm träumten es Herr K = = und ich; bald hätte sich die Freude recht lebhaft erneuert. Meine liebe D = = hatte ein kleines wahrscheinliches Projekt gemacht, mit ihrem Sohne Herrn = = nach Dresden zu begleiten. Anfänglich fanden sich wohl einige Bedenklichkeiten, und die sehr schleunige Abreise des Herrn = =, die Unpäßlichkeit ihres guten Mannes, und die erwartete Ankunft ihres Vaters und ihrer Schwester zersförten es ganz. Es mag ihr wohl etwas gekostet haben. Mir kostete es viel. Ich gieng ihr schon in Gedanken bis Neudorf entgegen, und führte sie schon in unsre schönsten Gegenden spazieren. Alles umsonst! — Gut! bleibt mir doch mein Gedächtniß und ein vorjähriges Pfingstfest, das ich, wenn ich will, in dasselbe zurückrufen kann. Süßes Andenken! — Das ist gewiß; ich habe den Kaiser gesehen. Freylich ist er auch ein Mensch wie ein anderer, aber er hat das Gesicht eines guten Menschen, und nach dem Verhältnisse, in welchem er, als Kaiser, mit unserm teutschen Vaterlande steht, sah ich ihn mit mehr Antheil, als ich einen andern fremden Prinzen gesehen hätte. Aber werde ich mich in einiger Zeit noch lebhaft daran erinnern und mich freuen, ihn gesehen zu haben?

Wenn ich wieder an die Orte komme, wo ich ihn sah, werde ich zu mir selbst sagen: Hier fuhr, hier saß, hier speißte der Kaiser? Ich glaube es nicht; aber das weiß ich, daß ich eine gewisse Treppe, wo ich Jemanden zuerst die Hand küßte, einige Zimmer, eine gewisse Lektüre, und noch viel andre kleine Umstände, Worte und Blicke, niemals vergessen, und oft mit Dank und Freudenthränen ins Gedächtniß rufen werde.

Meine liebe Freundin in C = = werde ich wohl so leicht nicht besuchen können, wenigstens in diesem Jahre nicht, und meine D = = wird auch mich nicht besuchen. Aber der Himmel hatte mir doch wieder eine eigne Freude, auf die ich nicht rechnete, für dieses Jahr bestimmt. Der rechtschaffene, schätzbare Herr = = = der uns jetzt zugleich anstatt der Frau D = = und ihres Sohnes ist, und den der freundschaftliche K = = bey uns eingeführet hat, ist unser Freund, unser wahrer zärtlicher Freund für unser ganzes Haus geworden. Eine neue glückliche Folge von der zuverlässlichen Willigkeit, mit der ich dem starken Triebe, den ersten Brief an Sie zu schreiben, zu folgen wagte. Freuen Sie sich mit mir darüber! Sie, dessen liebevolles Herz so gern an den Freuden anderer guten Menschen Theil nimmt. O wie glücklich sind Sie für ihre damalige gütige Nachsicht gegen mich belohnt worden! Ihr allein habe ich alle die besten Freuden meines izzigen Lebens zu danken. Und Gott weiß, ob ich nicht einige

einige davon sehr nöthig hatte, und ob mein Herz nicht so müßig, so freudenleer war, als es in Ihnen einen Freund suchte — Einen Freund? Sollte ich das gedacht haben? Ich weiß es so genau nicht; ich wußte es damals selbst nicht: aber das weiß ich, daß ich mit den frohesten angenehmsten Empfindungen an Sie schrieb, und daß das auf geraume Zeit die ersten dauerhaften in dieser Art waren. Meine D = = und ihr Sohn und Herr K = = haben mir oft gesagt, daß ich denen, die mich lieben, glückliche Augenblicke mache — Sie, theuerster, bester Freund, haben mir seit dem Anfange unsers Briefwechsels viele, sehr viele glückliche Tage gemacht. Ich wiederhole es immer, (es ist einer von meinen liebsten Gedanken) daß ich alles, oder doch das meiste, was meinem Herzen erwünscht und glücklich ist, darauf zurückleiten kann.

Hat denn meine K = =, ist G = =, Ihnen geschrieben? — Ich habe keine weitere Nachricht, ungeachtet meines Glückwünschungsbriefs. Aber ich bin nicht unruhig darüber, ich schliesse vielmehr daraus, daß sie froh und glücklich ist. Hätte sie zu Hause nicht Vergnügen und angenehme Unterhaltung genug; so würde sie vielleicht welche bey mir suchen.

Liebster Herr Professor, ich denke nichts nachtheiliges von der Ehe. Ich denke, daß dieser Stand vielleicht eine Pflicht wird, so bald man sich mit Klugheit in denselben begeben kann. Ich

denke noch mehr, ich denke; daß es meinen Aeltern eine Freude seyn würde, mich glücklich verheirathet zu sehen, und daß ich wohl verbunden seyn könnte, ihnen diese Freude zu machen, wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu zeigte. Denken Sie also ja nicht, wenn ich etwan unverheirathet bleiben sollte, daß es aus Vorurtheilen, oder aus Eigensinne geschieht. — — —

Der Ehestand muß doch nicht für alle Leute seyn: warum hätten sonst so viel gute Leute, von denen man denken sollte, sie wären recht geschickt eine Familie glücklich zu machen: warum hätten die nicht geheirathet? Warum, z. B. hätten Sie nicht geheirathet? Ich verlange nicht, daß Sie mir dieses erklären; ich sage nur, daß man gut von der Ehe denken und doch unverheirathet bleiben kann. Indessen, das gestehe ich gern, spricht meine Vernunft mehr für die Ehe als meine Neigung. — —

— — Zuweilen habe ich, ohne im geringsten finster oder traurig zu seyn, eine so abgeschiedene, einsiedlerische Denkungsart, daß ich, anstatt meine Verbindungen mit der Welt und dem Leben darinnen zu vervielfältigen und fester zu knüpfen, solche lieber vermindern und auflösen möchte. Sollte es dem Himmel gefallen, mich zu einem andern Stande, als mein izziger
ist

ist, zu berufen: so hoffe ich gewiß, er werde mir auch Gedanken einflößen, die sich dazu schicken, und mir einen frommen, treuen und einsichtsvollen Freund übrig lassen, so einen Freund, wie Sie, theuerster Herr Professor, meine Entschliessungen zu leiten.

Ich werde und kann niemals aufhören zu seyn &c.

Dresden, den 22. Jul.

1766.

CLXX.

Liebste Mademoisell,

Freuen Sie sich mit mir, daß die beschwerliche, für meine Gesundheit und meine Gemüthsruhe gefährliche Messe überstanden, und, Gott sey Dank! von mehr als einer Seite, glücklich überstanden ist. — Daß ich zwei Vorlesungen vor unserm guten Churfürsten, eine öffentlich, und die andere auf seinem Zimmer, im Beyseyn der Churfürstinn habe halten müssen; dieses werden Sie wohl schon durch meine Freunde wissen. Aber daß unser junger Fürst mit eigener Hand und mit den liebeichsten und gnädigsten Ausdrücken mir sein Portrait und eine Schreibtafel gegeben hat; dieses werden Sie wohl noch nicht wissen, oder doch gerne von mir selbst hören wollen. Das

Geschenke an sich, und wenn es ein Ritterguth wäre, würde mich wenig rühren; destomehr hingegen die unerwartete und unverdiente Liebe des hoffnungsvollsten Fürsten, den Gott erhalten, leiten, und am Geiste und Leibe segnen, und also unser Vaterland in ihm von neuem beglücken wolle!

— — — — —
 — — — — —
 — — — — —
 — — — — —

Freuen Sie sich also auch über diese Nachricht, und leben Sie wohl, liebe Freundin.

Leipzig, den 23. Oct.

1767.

G.

CLXXI.

Bester Herr Professor,

Vorige Woche setzte ich mich an einem sehr stürmischen Nachmittage, aber in einer desto ruhigeren Gemüthsverfassung hin, einen Brief an Sie zu schreiben; und schrieb Ihnen sehr viel von dem äußerlichen Sturme und meiner innern Zufriedenheit, von einem einsamen Spaziergange, den ich früh mit meiner Schwester gemacht, und der mich, wie ich glaubte, ungemein aufgeheitert hatte, und noch von verschiedenem Guten, das mir

mir widerfahren war, und davon das Andenken mich noch in jener Stunde sehr angenehm rührte. Damals gefiel mir, was ich schrieb; ich gab es hernach meiner Mutter zu lesen, und ihr gefiel es nicht. Ich las es auch wieder; und ich fand, wie sie, daß das Wetter und ich zwei Materien sind, in denen ich eben nicht glücklich bin. Unsre Fehler führen alle ihre eigene Strafe bey sich. Meiner war ein Fehler der Beurtheilung. Zur Strafe sitze ich nun nicht weit von Mitternacht und reibe mir den Schlaf aus den Augen, dasjenige zu verändern, was ich zu bequemer Zeit mit so viel Leichtigkeit geschrieben hatte. Denken Sie nicht, daß ich gezwungen bin, die Mitternacht hierzu anzuwenden. Nein, das thue ich freywillig, weil ich mich strafen will; denn zweymal an Sie zu schreiben, wenn es auch einerley Sache ist, dieß ist für mich eben noch keine sonderliche Strafe. Ich schicke mich izt auch recht gut zur Nacht; ich bin gar nicht so heiter, als ich damals war. Dennoch will ich Ihnen einige für mich angenehme Dinge, davon ich in dem verunglückten Briefe erzählte, hier wiederholen. Ich werde es gern thun, und mich noch einmal dankbar daran erinnern. Auch Sie werden es gern lesen, weil Sie sehr gütig sind, und ein Herz besitzen, das sich des Guten, das andern Menschen begegnet, aufrichtig freuet.

Erstlich besuchte ich am Montage Vormittags eine franke Tante, ein gutes Frauenzimmer, das

ich liebe, und die meine Mutter am Sonntage im Bette liegend, und ohne Hoffnung, daß sie es jemals wieder werde verlassen können, angetroffen hatte. Ich aber fand sie ausser dem Bette, mit einem ziemlich muntern Ansehen, voll Hoffnung, gesprächig, erfreut über meinen Besuch, und verbindlich dankbar dafür. Nachmittags gieng ich zur Frau von = = =, und fand auch sie gesund, und sehr heiter und gnädig. Sie werden die Freude haben, sie diesen Sommer in Leipzig zu sehen. Ich blieb eine Stunde lang bey ihr. Sie schien gern mit mir zu reden; ich war auch recht gern bey ihr; und doch waren wir über vielerley Dinge gar nicht einerley Meynung. Den großen Garten z. E. kann sie fast gar nicht mehr sehen, so sehr ist sie seiner überdrüssig, und für mich gehört er unter die liebsten Spaziergänge.

An eben diesem Montage — — —

— — — — —
 — — — — —
 — — — — —
 — — — — —

Dieses war also dreyerley Gutes an Einem Tage, noch über die unzähllichen Wohlthaten, die uns Gott stündlich erweist, und deren wir, weil wir sie einen Tag wie den andern genießten, gewohnt werden. Auch mein heutiger Tag ist an solchen Wohlthaten reich gewesen: ich erkenne dieses, und doch sagte ich vorhin, daß ich heute nicht

nicht recht froh und heiter wäre. Ich habe auch einige Entschuldigungen. Die Tante, deren Besserung mich erfreute, ist wieder schlimmer, und wird schwerlich aufkommen. Ueberdies haben Unfälle, die zwar nicht mich, oder unser Haus, aber doch Personen angehen, die ich lange kenne, und zum Theil liebe, traurige und kummervolle Empfindungen in meinem Herzen erregt. Ihr Herz, liebster Herr Professor, ist sehr mitleidig und empfindlich: es kann bey fremdem, auch bey verschuldetem Elend bluten. — Welches Elend ist auch schwerer? Und wie viel Unschuldige werden nicht oft in den Untergang Eines Strafbaren hineingezogen! — Ich will Sie also mit den Schmerzen einer solchen Erzählung verschonen. Wenn ich Menschen leiden sehe, und zu traurig und ängstlich darüber werde, als ob ich dächte, Gott hätte nicht auch Liebe und Erbarmung für seine Geschöpfe, und werde nicht, vermittelt ihrer schwersten Leiden, etwas Gutes und für sie Seliges zu wirken wissen: dann schäme ich mich des zu weichen Jammers, und schelte ihn, als eine Art von Muthlosigkeit, die ich vielleicht in meinem eigenen Falle, wenn ich selbst leiden sollte, noch mehr fühlen werde.

Leiden sind wohl gut, wenn sie christlich ertragen werden. Gestern rührte, erfreute, und erbaute mich auch der Besuch einer sehr guten Frauensperson vom niedrigen Stande, die sonst bey meiner seligen Großmutter einige Jahre mit
vieler

vieler Treue und Gedult gedient hat. Nachher heirathete sie, und riß durch ihren Fleiß und gute Haushaltung, und vielleicht noch mehr durch den göttlichen Segen, der ihr frommes Leben begleitete, ihren Mann, einen durch schlechte Lebensart seiner ersten Frauen verarmten Leinwäber, mit drey unerzogenen Söhnen, aus großer Unordnung und Armuth, ob es gleich Gott so fügte, daß sie bey dem andern Brande in der Vorstadt ihr Wohnhäuschen, auf welches sie noch drey oder vierhundert Thaler schuldig waren, verloren, und auf einem, eine Stunde von hier gelegenen Dorfe, ihre Zuflucht suchen mußten. Und selbst damals erwies sie einer ebenfalls abgebrannten Nachbarinn, die noch ärmer geworden war als sie, Wohlthaten, und theilte ihr von der Wäsche und den Betten mit, die sie noch erhalten hatte. Sie blieben sechs Jahre auf dem Lande, um wohlfeiler zu leben. Da mußte sie wöchentlich ihre Waaren mit saurer Mühe zum Verkaufe in die Stadt tragen, und ihren Mann, der achtzehn Wochen lang gefährlich krank lag, mit seinen und auch ihren eigenen kleinen Kindern versorgen. Hierauf zogen diese Leute wieder in die Stadt, kamen in gute Umstände, bezahlten ihre Schulden, und lebten einige Jahre in ihrer Art sehr zufrieden.

Vor neun Monaten bekam diese gute Frau von einem plötzlichen Schrecken die sogenannte weiße Rose an der Brust. Durch eine unver-

stän-

ständige Cur ist ein schmerzhafter und langwieriger Schaden daraus entstanden, der ihre Nahrung hindert, ihr Vermögen verzehrt, und die Frau wahrscheinlicher Weise ins Grab bringen wird. Ihr Verhalten in dieser großen Prüfung erhöht alle Tugenden ihrer Seele in meinen Augen. Sie sah einer Leiche gleich, aber freundlich und heiter. Sie erzählte von der Größe und Menge ihrer Schmerzen, vom Verfall ihrer Nahrung, von der Nothwendigkeit ihr Erspartes zuzusetzen, und mischte nur wenige, sehr bescheidene Klagen unter; aber viel Vertrauen auf Gott, viel Gelassenheit und Ergebung war in ihrer Miene und in ihren Reden. Mit Sanftmuth und Nachsicht erwähnte sie, daß ihr Mann mit ihrem Zustande keine Geduld und kein Mitleiden habe, und keine Hoffnung zu Gott, daß er sie aus dieser Noth wieder erretten, und sie wieder segnen könne, wie er doch schon sonst gethan hätte. Voll Erkenntlichkeit und Nührung redete sie von den Diensten, die ihr iht ein junges Mädchen leistete, deren Mutter sie eben nach dem Brande Gutes erwiesen, und die Gott oft um die Gnade angerufen hätte, daß er ihr doch Gelegenheit geben möchte, ihr diese Gutthat wieder zu vergelten. Mit den gleichen Empfindungen rühmte sie die Liebe, die ihr ältester Stieffohn, (sie ist eine der besten Mütter für ihre Stiefkinder) der iht als Geselle beym Vater arbeitet, ihr in ihrer Krankheit erweist. Sie ist sieben und dreyßig Jahr alt;

alt; macht sich keine Hoffnung zur Genesung und zum Leben; und sieht dem Tode ruhig und heiter entgegen. Wir erinnerten sie an ihr eigenes Kind, ein Mädchen von sieben Jahren, an welchem sonst ihr Herz hieng. Gott, so tröstete sie sich, werde schon vor ihr Kind sorgen. Sie wäre auch jung verwaist, und doch gut in der Welt fortgekommen. — Ist nicht ein solches Verhalten, und eine solche Gemüthsverfassung bey einem solchen Leiden, groß und nachahmungswürdig? Vielleicht habe ich wohl ein wenig zu lange von ihr geredet, da sie Ihnen ganz fremd ist. Aber alle gute und tugendhafte Menschen gehen einander an, haben Gemeinschaft unter einander, und gehören zusammen; und nach meinen Begriffen von Güte und Tugend, ist es diese fromme Kranke wohl werth, daß auch Sie etwas von ihr wissen und ihr Gutes wünschen.

Neanders Lieder sind mir sehr lieb, und mein ganzes Herz dankt Ihnen, theuerster Freund, für dieses liebevolle und schätzbare Geschenk. Sie gefallen mir sehr; sie haben die Simplicität, die herzliche und fromme Sprache der wahren Andacht, und machen glücklichen Gebrauch von biblischen Sprüchen und Ausdrücken. — Schreiben Sie meine späte Antwort nicht einer Fühllosigkeit gegen Ihre Güte, oder einem kalt gewordenen Verlangen nach der Unterhaltung mit Ihnen zu. Nein, da thäten Sie mir Unrecht. Mein Wunsch geht immer dahin, im beständigen
Umgang:

Umgange mit Ihnen zu seyn, und alles mit Ihnen zu theilen, was mir wichtig, rührend, oder angenehm ist. Und oft dann, wann ich schon im Begriffe bin, mit meinen Empfindungen zu Ihnen zu eilen, denke ich an den Unterschied des Alters, der Gesundheit, der Gemüthsart, des Interesses, der Beschäftigungen, und werde auf Betrachtungen geführt, die mich zurückhalten, und mir mit Recht die Furcht erwecken, daß ich bey der besten Absicht, Sie zu unterhalten und zu zerstreuen, auf meiner Seite, und bey der liebevollsten Willfährigkeit und Rücksicht auf der Ihrigen, dennoch beschwerlich werden könnte. — —

— — — — —
— — — — —

Leben Sie wohl! &c.

Dresden, den 19. April.

1768.

CLXXII.

Ehrender Herr Professor,

Diesen Morgen endigte ich einen Brief an meine Freundin in C = = ; denn sie schrieb mir leztlich frohe Nachrichten, daß sie gesund und glücklich ist, und mich liebt. Hernach schrieb ich an meine D = = und ihren Sohn, und meldete ihnen, daß ich in acht Tagen mit meiner Mutter und Schwester auf vier Wochen ins Gieshübler Bad

Bad reise. Ist komme ich von der Frau Geheim-
 deräthinn von = =, die ich wohl und heiter gefun-
 den habe. Nun kann ich nichts gleichgültiges
 thun. Ich überlese das gütige Briefchen, mit
 welchem Sie mich durch Herrn = = = beschenkten.
 Die aufmunternde Versicherung, daß mein letzter
 Brief Sie angenehm unterhalten habe, steht dar-
 innen, und darauf wage ichs, einen neuen anzu-
 fangen, ob ich gleich weiß, daß Sie kränker sind
 als sonst, folglich auch mehr geschont werden müs-
 sen. Wundern Sie sich nicht, wenn ich mit Freu-
 den und einer Art von Geize alles ergreiffe und
 sammle, was meinen Wunsch, wieder an Sie zu
 schreiben, den ich mir so oft als eine Unbescheiden-
 heit vorwerfe, bey mir selbst entschuldigen kann.
 Ich mache mich oft vorsezlich und mit Mühe ge-
 gen alles blind, was mich zurückhalten sollte, nur
 damit ich dem süßen Vergnügen, mich zuweilen
 schriftlich mit Ihnen zu unterhalten, und mir es
 dadurch sünlich zu machen, daß ich Ihnen eini-
 germaassen angehöre, einem Vergnügen, an wel-
 chem mein Herz hängt, nicht entsagen dürfe. Eins
 bitte ich Sie, daß Sie mir, so lange Ihre kränk-
 lichen Umstände Ihnen das Schreiben beschwer-
 lich machen, auf meine Briefe mit keiner Zeile ant-
 worten. Sie kennen mein Herz; Sie wissen, wie
 heilig und höchstheuer mir jeder Beweis Ihrer
 gütigen Freundschaft ist, und, so lange ich lebe,
 bleiben wird. Es ist wahr, der Hoffnung, deren
 mehrere zu sammeln, würde ich nicht ohne viele
 Betrüb-

Betrübniß entsagen. Die Ursache dazu ist mir weit trauriger, als selbst der Verlust, den ich dadurch leide; dennoch bin ich bereit, so bald es Ihnen Beschwerde macht, diese Hoffnung ganz aufzugeben. Ich kann nicht wünschen, daß Sie durch das, was mir Freude macht, nur im geringsten leiden sollen. Ja, ich wollte selbst gern nicht mehr an Sie schreiben, wenn es geschehen sollte, daß meine Briefe Ihnen nur den kleinsten Grad von unangenehmer Empfindung oder Ueberdruß erweckten.

Meine gute Tante, von der ich Ihnen im vorigen Briefe schrieb, ist noch am letzten April gestorben. So gern! so ruhig! — Ich war an ihrem Sterbebette über zwei Stunden bis eine halbe Stunde vor ihrem Ende bey ihr. Nie bin ich zuvor bey einem Kranken- oder Sterbebette gewesen; und so feyerlich und durchdringend der Anblick an sich selbst ist, so neu und ungewohnt er für mich war, so habe ich doch keine andere als angenehme und ruhige Ideen, und tröstliche und sanfte Eindrücke, die ich in meinem Herzen zu behalten wünsche, mit mir davon hinweggenommen. Mein, der Tod kann so fürchterlich nicht seyn, oder es muß weit weniger davon gesehen als empfunden werden. Und doch, wie heiter war sie nicht! Wie frey ihr Gemüth! wie los ihr Herz! Sie bethete unablässig und mit Jubel, und freute sich sichtbar der Zukunft ihres Heilandes. Der Tod hatte keine Schrecken; sie und die umstehenden

G. Briefe, den

den Freunde sahen und fühlten keine. Wir sahen wohl etwas von der Angst und dem Untergange der Natur: aber wir sahen weit mehr von dem Siege der Unsterblichkeit und des Lebens, das Jesus Christus ans Licht gebracht hat.

Die gute franke Leineweberinn ist nun auch bettlägerig und dem Tode nahe; sie wird auch gern und selig sterben. Ein unverheirathetes Frauenzimmer, bey dem ihre Schwester lange Jahre in Diensten ist, hat ihr versprochen, ihr Töchterchen zu sich zu nehmen, und für dessen Erziehung zu sorgen. Dieses ist eine doppelte gute That; Wohlthat für die Mutter und Kind, die Gott belohnen wird, der auch, ohne daß sie es verdienen, den Menschen so viel Glückliches begegnen, sie so viel Angenehmes empfinden läßt.

Am ersten Pfingstfeiertage erhielt ich, nach einem vortrefflichen Spaziergange mit meinem Vater und Geschwister, aus den Händen meiner Mutter einen sehr lieben Brief von dem guten Herrn von D = =, und mit demselben viele Freude für mein Herz. Diese, durch zwar seltene aber sehr liebe Briefe unterhaltene Freundschaft, ist eine von den besten Vergnügungen meines Lebens, und den liebsten Angelegenheiten meines Herzens. Wie viel gute und angenehme Bekanntschaften habe ich nicht der Gütigkeit zu danken, mit der es Ihnen gefallen hat mich zu unterscheiden! — Vor kurzem habe ich noch eine Bekanntschaft gemacht, die ich wenigstens auf eine entferntere Art von dieser

dieser Ursache herzuleiten habe, und die mich das durch interessirte, so wie alles, was eine eigentliche oder uneigentliche Beziehung auf Sie und Ihre Gewogenheit für mich hat. Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß Ihnen Herr = = davon gesagt hat: allein ich wünsche Ihnen selbst die kleine Geschichte dieses mir lieben Besuches zu erzählen. — — —

Am eben dem Morgen ließ sich Herr Doctor = = bey mir melden. Meine Schwester und ich nahmen ihn an. Er überreichte mir ein Billet von seiner Verwandtinn; sagte, daß er mich durch meine Briefe an dieselbe schon vor einigen Jahren kennen gelernet, und von der Zeit an den Vorsatz gefasset hätte, wenn er jemals nach Dresden käme, meine persönliche Bekanntschaft zu suchen; daß er sich über ihre Freundschaft für mich eben so sehr als über meine Freundschaft für die Mademoisell = = freute, und über den Auftrag dieser letztern an mich vergnügt wäre; weil er ihm einen geschickten Vorwand zu seinem Besuch gegeben, und die Freyheit desselben gemildert hätte. Er redete viel Angenehmes mit uns, und kam mir vernünftig, unterhaltend und gutherzig vor: aufrichtig ohne Raubigkeit, verbindlich ohne Schmeicheley, ungekünstelt, und ohne alles dasjenige, was die Franzosen Prätension nennen. Er gesiel mir auch in dem, was er von sich selbst sagte:

Er gestund, daß er lieber mit Frauenzimmern als mit jungen Mannspersonen umgieng, weil man sich in ihrem Umgange einigermaassen Zwang anthun, und eine nachgebende Gefälligkeit annehmen lernte, welche die Sitten sanfter machte. Junge Mannspersonen wären nur immer, entweder von ihren Ergötlichkeiten, die oft die seinigen nicht wären, oder von ihrem Studiren, oder von ihren Absichten und Entwürfen für ihr Glück voll, und redeten davon, welches für ihn, in der Stunde des Umgangs, in der er sich erholen und vergnügen wollte, nicht leicht und angenehm genug wäre. Doch tadelte er auch den Ton der meisten = ischen Frauenzimmer in Gesellschaft. Er erzählte, wie er wenig Umgang und Zerstreuung hätte, und keine schwärmende Lustbarkeiten, selbst das Theater nicht mehr so wie sonst liebte. Ein Besuch bey einem Freunde, eine Stunde Spaziergang in einer angenehmen Gegend, ein Brief an eine abwesende ihm theure Person — dieses sey hinreichend, ihn auf eine ganze Woche heiter, und gegen alle andere Zerstreuung gleichgültig zu machen &c.

— — — — —
 — — — — — Er verließ uns mit einer Miene, in der ich zu lesen glaubte, daß er über die Stunde, die er mit uns beiden verbracht hatte, vergnügt wäre, und bath um Erlaubniß, (unter dem Vorwande Abschied zu nehmen) uns noch einmal zu sehen.

— — — — —
 — — — — —
 — — — — —

Es ist die höchste Zeit diesen Brief zu schliessen.
 Ich will auch kein Wort hinzusetzen, als daß ich
 mit den eifrigsten Wünschen für Ihre Gesundheit,
 und mit dem Herzen einer zärtlichen Tochter bin ic.

Dresden, den 11. Junius

1768.

CLXXIII.

Berggießhübel, den 3. Jul.

1768.

Sonntags Abends um 9. Uhr.

Liebster Herr Professor,

Hier bin ich nun seit vierzehnen Tagen mit ein
 paar geliebten Personen, meiner Mutter und
 meiner Schwester, im Bade, wie Sie vor vier
 und fünf Jahren. Aber ich weiß Ihnen nichts
 von uns zu erzählen. Vielleicht verdiente die hiez
 fige Gegend, welche Carlsbad und Töplitz
 übertreffen soll, Ihnen geschildert zu werden. Allein
 dazu brauchte ich in der That eine poetische Feder,
 oder einen Pinsel; denn unsre blumenvolle Thä
 ler, in welchem sich unversteckt, und zwischen
 Weiden und andern Sträuchern, ernsthaft murmelnd
 de, oder spielend schwäzende Bäche schlängeln;

unsre grasichten, oder bebüschten, oder besäeten Hügel und Berge; der unaufhörlich abwechselnde Gesang der Waldvögel und Lerche; die natürlichbedeckten, schattenreichen Gänge und hohen Alleen, und die baurischen Gärten, aus welchen, unter den nützlichen Gewächsen, sparsam aber desto anmuthiger, manche frische Rose hervorglänzt; Heumäher, die Blumen auf den Hüten tragen und ein Schäfer, der verborgen im Gebüsch, auf seiner Pfeiffe oder Flöte (wie man es nennen will.) einsam und vergnügt, vielleicht gar zärtlich, sein Stückchen spielt: dieß alles zusammen macht eine sehr poetische Gegend aus; und noch nirgends habe ich ein so ähnliches Urbild zu der Idee gefunden, die ich von Arkadien habe, als hier.

Mit der Beschreibung der Landschaft möchte ich wohl nicht glücklich seyn, und die Badegäste sind in geringer Anzahl; Leute, die ich wenig kenne, und — Leute wie wir selbst, von denen sich nichts Merkwürdiges sagen läßt. Dennoch habe ich mir einen kleinen Liebling unter ihnen erwählt: einen Knaben von drey Jahren und etwas darüber, das sanfteste, liebenswürdigste, freundlichste Kind, das ich noch gesehen habe, das ich Ihnen tausendmal lieber abmalen möchte, als die ganze schöne Gegend; für welches mein Herz aufrichtige Wünsche thut, solche nämlich, daß es einen Lehrer und Führer finden möge, der seine Seele so bilden helfe, als sein Körper regelmässig, und seine kindischen Sitten einnehmend gebildet sind; einen

einen Lehrer, der das an ihm thun möge, was Sie, gütigster Herr Professor, an ihm gethan haben würden, wenn er zwanzig Jahre früher geboren, und in Ihre liebevollen Hände gekommen wäre. Es muß ein Schmerz seyn, und viel Ueberwindung dazu gehören, (so habe ich heute gedacht,) gegen ein solches Kind Schärfe zu gebrauchen, um gewisse unvermeidliche Unarten auszurotten, die das lebenswürdige Geschöpf dereinst verstellen könnten. Ich lockte den Kleinen heute in unsre Stube, weil mein Vater hübsche Kinder gern sieht. (Er hat uns heute mit BruderCarlu ganz unvermuthet überraschet, und ist nun, um sechs Uhr, schon wieder fort, der arme Papa! —) Er nahm es auf seine Arme, küßte und klopfte es.

Wir leben hier einsam, ruhig und sehr ordentlich. Wir baden gleich früh um sechs Uhr, essen meistens Spinat und andere Gartengewächse, Sallat, Erdbeeren und alle Abende Milch; gehen sehr viel spazieren und befinden uns wohl dabey. Bey so wenig Zerstreung und Geschäften denke ich unaufhörlich an alles, was mir lieb ist, und woran mein Herz einen zärtlichen und vergnügten Antheil nehmen kann; denn zu traurigen und unangenehmen Gedanken darf man es, wie Sie wissen, im Bade nicht kommen lassen. Sollte ich nun da nicht auch an Ihren morgenden feyerlichen Tag gedacht haben, liebster, theuerster Herr Professor? Gott nicht für das Geschenke

dieses zu Ihrem segensvollen Leben hinzugefügten Jahres gedankt haben? — Morgen, wenn ich erwache — und ich erwache hier früh — soll es mein erstes vorsetzliches Geschäft seyn, Gott für Sie um Segen für Ihr künftiges Leben, um Gesundheit, um Heiterkeit Ihres Gemüths, um Vermehrung Ihrer Tage, und um Beystand zu jeder Ihrer edlen und frommen Absichten zu bitten. Voll Zuversicht und Vertrauen auf die Uebereinstimmung des göttlichen Willens mit meinem Gebethe, will ich mit Freuden in die verflossene Reihe von Jahren zurück sehen, seitdem Sie, bester Herr Professor, angefangen haben Antheil an mir zu nehmen, und dann, erfüllt mit dem glücklichen Bilde, und mit der gleichen Empfindung der Freude, weit hinaus in die zukünftige Zeit denken, in welcher ich noch Ihrer unschätzbaren Freundschaft genießten, noch im Besitz des Glücks seyn werde, Ihnen die aufrichtigsten, ehrfurchtsvollsten, zärtlichsten Empfindungen meines Herzens für Sie, erklären zu dürfen. — Frohe und rührende Viertelstunden werden es seyn, die ich auf solche Art Ihnen zu verdanken haben werde. Auch dafür wolle Sie Gott durch Ihr ganzes Leben segnen! 2c.

Liebste Mademoisell,

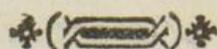
Herr C = = reiset morgen nach Dresden, und es wäre unverantwortlich, wenn ich ihm nicht einen Brief an meine beste Correspondentinn mitgäbe. Doch nein, nicht einen Brief, sondern nur ein Paar Zeilen — so weit ist es leider mit mir, der ich sonst so gern schrieb, so gern an meine liebe = = = schrieb, gekommen. Beides in Ihrem letzten Briefe, liebe Freundin: sowohl die Beschreibung von Berggießhübel, das ich kaum dem Namen nach gekannt habe, als auch die Geschichte von Ihrem Aufenthalte daselbst, hat mich sehr unterhalten; und da ich auf Ihren feyerlichen Glückwunsch zu meinem Geburtstage kam, konnte ich mich der Thränen nicht enthalten, theils wegen seines frommen Inhalts, theils weil ich fühlte, wie viel mir fehlte, wenn ich alles des Guten, das Sie mir erbitten, werth seyn sollte. Gott wolle es Ihnen ißt und nach mir so wohl gehen lassen, als zum Glücke eines guten Herzens dienlich ist. Ich grüße Ihr ganzes Haus und Herrn Z = und sein Haus ergebenst.

Leipzig, den 8. Aug.

1768.

G.





Dresden, Sonnabends Abends,
den 17. Sept. 1768.

Liebster, bester Freund,

Mit einem sehr gerührten Herzen komme ich zu Ihnen; mit einem Herzen voll angenehmer trauriger Empfindungen — Der ganze heutige Tag ist mir so still dahin geschlichen, ganz einförmig, in Ruhe, Heiterkeit und anhaltendem Fleiße. Ist gedachte ich, um gleichsam davon auszuruhen, ich wollte Fritzchen auffuchen, und ihr vorschlagen, eine Partie Piquet mit mir zu spielen; ich verließ aber sogleich diesen Einfall wieder. Die Einsamkeit um mich; das schwache Licht, das nur das Tischchen vor mir erleuchtet, und den übrigen Theil des Zimmers halb in Dunkelheit läßt; das Zimmer an sich selbst, in welchem ich vielleicht den größten Theil meiner glücklichsten Stunden zugebracht, in welchem ich alles gesehen habe, was meinem Herzen jemals sehr theuer gewesen, — (nur Sie fehlen, und noch zwei Personen,) — in welchem auch Ihr Bildniß hängt; endlich der nicht entfernte Schall feyerlicher Trauergefänge, die eben ist vor der Wohnung des seligen Grafen Rex abgesungen werden: alles dieses machte, daß ich mir eine ehrwürdige Gesellschaft und eine interessante Beschäftigung wünschte, und goß eine Art von sanfter Traurigkeit in meine Seele, ohne dennoch mich betrübt zu machen. Ich weiß auch

auch nicht, warum meine Augen voll Thränen waren, als ich diesen Brief hier anfing. Sie kamen, glaube ich, von einer zärtlichen Aufwallung der Freude, daß ich mich Ihnen nähern, mich noch mit Ihnen unterhalten kann. — — — —

— — — — —

Wenn wir darauf achten, so finden wir, daß unser ganzes Leben, und alle zeitliche Freude desselben, in einem beständigen Untergange besteht. Selbst was wir die Fortdauer unsers Vergnügens nennen, ist der immerwährende Fortgang seiner Abnahme; jeder vorbeystreichende frohe Augenblick begräbt seine eigenthümliche Freude, und verringert die Zahl derer, die uns vorgezählt sind. — Auch ich hatte Freude, die ich nicht mehr unterhalten, deren ich mich nur erinnern, die ich nur beweinen kann. In eilf Tagen wird es um die ihige Stunde neun Jahr. — Aber nichts hiervon! Ich bin dennoch glücklicher, als viele. Meine geliebten Aeltern; den theuren Freund, an den ich schreibe; mein Geschwister; und viele mir ergebene gute Personen, die besitze ich noch alle. Durch diese genieße ich mehr Glückseligkeit und Freude, als ich zu genießen werth bin. Herr C = = = machte uns nur kürzlich eine sehr frohe Woche. Vielleicht hat er Ihnen etwas davon erzählt. Er war vergnügt unter uns, und wird herzlich von uns allen geliebt. Er brachte mir einen
unerz

unerwarteten sehr lieben Brief von Ihnen, für welchen Ihnen mein ganzes Herz dankt; und zwar brachte er ihn mit einer so guten Art, daß ich wohl wünschte ihm einen dafür an Sie mitzugeben, wenn er ihn vielleicht auch Ihnen mit so guter Art überreicht hätte. Aber die sechs Tage seines Hierseyns entflohen mir zu geschwind. Größtentheils brachten wir sie in seiner Gesellschaft zu; und die Zeit, in der er nicht um uns war, wandte ich an, einige kleine Sorgen aus meinem Gemütthe zu verbannen, damit solche dieß in seiner Gegenwart nicht unwohlken möchten.

Sie, bester Herr Professor können es vielleicht vom Herrn Oberpostcommissar erfahren haben, wie unsers K = = s Anschläge für seine künftige Versorgung auf eine fürchterliche Art bedrohet wurden. Dieses beunruhigte mich eben damals ein wenig seinetwegen. Nun hat es sich aufgeklärt, daß es abermals eine vergebliche Unruhe gewesen, wie die meisten menschlichen Unruhen sind, weil sie doch am Ende allemal zu nichts helfen. Sie hat vielmehr eine gute Wirkung gehabt, sie hat unsern K = = auf acht Tage hieher geführt; und darüber, ob es nun gleich unnöthig ist, wird doch keines von uns unzufrieden seyn. Seitdem wir aus dem Bade nach Hause sind, ist meine Mutter noch nie so heiter und aufgeräumt gewesen, als sie ist bey K = = s Besuch geworden. Und in der That, liebster Herr Professor, ich habe oft gedacht, es würde selbst Ihnen bey uns manchnmal gefallen haben, zumal wenn

Montag, den 19. Sept. früh.

So weit schrieb ich vorgestern Abends. Heute bin ich fröhlicher. Ich denke, ich würde heute besser schreiben als jemals, wenn ich nur nicht sonst so viel zu thun hätte. Es ist ein heiterer schöner Morgen, so schön daß meine Mutter, die sich sonst nicht leicht zum Spazierengehen entschließt, mit Fritzchen spazieren gegangen ist. — Bey mir hier ist's auch recht hübsch. Ich bin wieder ganz allein; aber von lauter Sonnenschein umgeben. Alles ist Licht und Leben um mich. Wie mögen Sie sich denn jetzt befinden, Theuerster Freund? Wie mag es bey Ihnen seyn? Auf die Messe werden die Herren = = = und X = = nach Leipzig kommen, und mir, Gott gebe! erwünschte Nachrichten von Ihnen mitbringen &c.

CLXXVI.

Liebster Herr Professor,

Gute Freunde sind immer gewohnt Feyertags zusammen zu kommen, und das ist keine üble Gewohnheit. In der Kindheit schon werden uns die Feyertage so lieb, weil man da spielen, Visiten geben, seine besten Kleider anziehen, spazieren gehen darf. Kleine kindische Ursachen, die mit der Zeit verschwinden, in dem Gemüthe aber einen frohen Eindruck hinterlassen, der es, wenn diese

diese Tage wiederkommen, zur Lust und Freude besonders fähig macht. Hierzu gesellen sich in reifern Jahren, die großen und wichtigen Ursachen der Freude, die das ganze menschliche Geschlecht angehen, und jeden einzelnen Menschen von der ersten Absicht Gottes für ihn, ihn ewig glücklich zu machen, überzeugen; welche gnädige Absicht ihm zugleich ein Unterpfand ist, daß es ein so gütiger Gott seinen Menschen an keinem wahren Guten je werde fehlen lassen.

Dieses tröstende Gefühl der allgemeinen Menschenliebe Gottes, mit dem aus unsrer Kindheit zurück gebliebenen frohen Eindrücke vereinigt, nebst der ruhigen Sammlung unserer Gedanken und der Entfernung von zerstreuen und ermüdenden Geschäften, machen unsre Herzen offener, fröhlicher, leichter; unsern Verstand freyer; und uns zur gesellschaftlichen Freude und zur Belebung des Umganges geschickter. Aus diesem Grunde erkläre ich es mir, daß an solchen Tagen Bekannte und Freunde sich unter einander zu vergnügen suchen, welches an sich sehr erlaubt seyn kann, obgleich auch hierbey, wie bey vielen guten Dingen, sehr strafbare Mißbräuche eingerissen sind. — Nun! bald werde ich ein Traktätlein über die Feiertagsbesuche schreiben. Wenigstens ist es ein sehr weit-schweifiger Eingang, um Ihnen, bester Herr Professor, zu sagen, daß ich heute keinen Besuch gebe, auch keinen erwarte, als unsern gewöhnlichen Abendbesuch, unsern = = =, und um Sie zu bitten,

ten, daß Sie mir erlauben, nur auf eine sehr kurze Zeit (denn schon ist es bald Abend,) ein wenig zu Ihnen zu kommen.

Vielleicht finde ich meine Freundin, meine G = = bey Ihnen. Ich meyne ihren letzten Brief an mich, den ich neulich Herrn L = = = zugeschickt habe, mit der Bitte, Ihnen denselben mitzutheilen. Es kann seyn, daß Sie ihn nun schon gelesen, Mitleiden für die liebe Kranke empfunden, und zu Gott für sie gebethet haben. Es müßte ihr in ihrem izigen Zustande eine mächtige Unterstützung seyn wenn sie so glücklich wäre, Ihres Zuspruchs und Trostes zu genießten. Es zeigt sich einige Niedergeschlagenheit in ihrem Briefe, aber auch viel Geduld, viel Ergebung, und wie viel liebevolle und edle Bekümmerniß für die Ruhe ihrer Freunde, die sie ohne ihre Schuld unterbricht. Sie muß eine sehr gute Person seyn — Fromm und gut, und meine Freundin, meine wahre Freundin, und Ihr Geschenk, bester Herr Professor! Nächste Ihrer eignen Gewogenheit, das theuerste und liebste von Ihren Händen! Ich kaun es weder ihr noch Ihnen sagen, wie herzlich ich sie liebe und ehre, wie sehr Ihr letzter Brief mich gerührt hat, und mit welcher Bewegung ich einige Stellen in meiner Antwort darauf geschrieben habe.

Ich habe es kaum seit einem Jahre recht lebendig verstehen und empfinden lernen, welch eine unschätzbare Wohlthat Gottes die Gesundheit ist.

Voriz

Vorigen Winter war ich krank, oder doch auf dem Wege es zu werden. Man vermuthete, ich würde in eine auszehrende Schleichkrankheit fallen, und ich dachte es selbst. Mein Gemüth litt von dem Verfall meiner Gesundheit. Die Mühe, die ich anwandte, um aufgeräumt zu seyn wie sonst, und die ich doch größtentheils vergeblich anwandte, vermehrte das Uebel, und machte mich traurig und unzufrieden, und unwillig mit mir selbst. Ich schreibe etwas hiervon dem langen und strengen Winter zu, der uns zu sehr ins Zimmer verschloß; denn so bald die Bitterung sanft ward, und ich wieder anfieng auszugehen, empfing ich gleichsam ein neues Leben; und etliche wenige Mittel und Diätregeln, die unser Medicus mir vorschrieb, machten alles wieder gut. Hierzu kam unser sechswochentlicher Aufenthalt auf dem Lande, der schöne Herbst, und nun der noch immer nicht unangenehme Winter. Wir drey Geschwister sind gestern noch spazieren gewesen, und ich befinde mich sehr wohl dabey, und danke Gott aus dem Innersten meines Herzens dafür. — Möchte die gute G. = zum Troste ihres Mannes und ihrer Mutter iht nicht schlimmer seyn, als ich vorm Jahre war, und mit dem Frühlinge so gesund werden, als ich es geworden bin! Gesundheit ist vielleicht das Einzige, was ihr fehlt; sonst wäre sie glücklich. Ihre liebsten Wünsche sind ihr erfüllt. Ich kann nicht zweifeln, daß ihre Ehe nicht sehr zufrieden seyn sollte. — Nun hat ihr Gott ihre

G. Briefe. M Gesund

Gesundheit, und mit derselben alle Fühlbarkeit für die Freuden dieses Lebens hinweggenommen! Es sey nun, daß er sie durch ein kurzes vorübergehendes Leiden prüfen, oder sie unter Schmerzen und Krankheit zu einem höhern Alter hinaufsteigen, oder bald die Kräfte ihres Lebens sich gänzlich verzehren lassen wolle: so muß er weise und gütige Absichten dabey haben. Wir verstehen oft nicht, was wir wünschen.

Frau Gott, nicht deinen Schlüssen,
Die Wahl des Besten zu.
Sprich: Wer wirds besser wissen,
Dein Schöpfer, oder du?

Izt, am Schlusse des Jahres, will ich auch die geliebte Freundin diesem allweisen Schöpfer übergeben, wie ich alles, was mir das Theuerste ist, wie ich Sie, bester Freund, ihm empfehle! Und ich sollte wegen eines von denen, die ich liebe, bekümmert seyn? Sind sie nicht alle unter der Aufsicht und in der Hand des ewigen Vaters im Himmel? Er erhalte Sie, liebster theuerster Herr Professor! Er segne Sie! Er weihe Sie mit dem neuen Jahre zu nachfolgenden Jahren eines langen, ruhigen, nützlichen und ehrenvollen Lebens ein!

Der Herr Herr, dem ich Dich befehle,
Der segne und behüte Dich.

2c.

CLXXVII.

Eheuerster Herr Professor,

Sie haben mir statt einer Antwort ein Geschenk gesandt, das mir schon darum viel Freude machen mußte, weil es mir eine sehr gute Gelegenheit giebt, ohne den mindesten Schein von unbescheidener Zudringlichkeit, wieder einmal an Sie zu schreiben. Eine meiner angenehmsten Beschäftigungen, die ich in die Reihe, ja oft an die Spitze meiner liebsten Ergänzungen setze, und die ich schon einigemal als eine reichliche Ersetzung einiger andern Vergnügungen, die ich vielleicht mit Ungeduld wünschte, und nicht haben konnte, genossen habe. Kaum fiel es mir ein, daß es ganz in meiner Macht stünde, mir meinen besten und würdigsten Freund gegenwärtig zu denken, mich mit ihm zu unterhalten, und den Eindruck seiner Güte für mich, und die Vorstellung seines Werthes in mir lebhaft zu erneuern: so gab ich gern alle meine kleine Wünsche und Absichten auf, und mein Gemüth befand sich gleich in dem sanften ruhigen Zustande, in welchem es nach nichts verlangt, und überzeugt ist, daß es iht alles das besitzt, was es braucht, um zufrieden zu seyn.

Doch ich bin ganz von dem abgekommen, was ich eigentlich thun wollte: ich wollte Ihnen für ein Geschenk danken, das mir um der angezeigten Ursache willen schon lieb war, das aber noch in andern Betrachtungen einen hohen Werth für

mich hat. Jedes andre Geschenk hätte mir den Vortheil verschafft, Ihnen meinen Dank in einem Briefe abstaten zu dürfen; jedes andre Geschenk aber wäre nicht so unmittelbar ein Geschenk von Ihnen gewesen, und hätte nicht so wie dieses das Gepräg Ihres Herzens, Ihrer Denkungsart, und Ihres Urtheils an sich getragen.

Heute las ich die Abhandlung von der Andacht. Gott verhüte, daß diese Lektüre so wieviel andere fromme Lehren, die wir wohl mit Rührung hören oder lesen, dann leichtsinnig vergessen, nicht mich richten, und einst mein Gewissen schrecken möge! Auf der 13. Seite traf und rührte mich die Stelle, die sich anfängt: „Ein Mensch, der in den Augenblicken der Andacht, Gott in aller seiner Größe, und sich in aller seiner Niedrigkeit erblickt &c.“ — Ich will Ihnen meinen Fehler bekennen, liebster Herr Professor. Ich habe zuweilen einige Personen um mich haben müssen, die keine von den Hochachtung-erwerbenden, empfehlenden Eigenschaften besitzen. Oft ist der Ueberdruß ihrer Gegenwart bey mir so stark geworden, daß ich gegen sie mürrisch und unfreundlich war, und es weder mir selbst noch Andern zu verbessern suchte, daß ich sie gering schätzte. Ich gab mir wohl verschiedene Berweise darüber, besserte oft an meiner Aufführung gegen sie, predigte auch wohl Andern Nachsicht und Ertragsamkeit, aber ohne dauerhaften Nutzen für mich selbst. Heute, da ich Ihre Schrift las, habe ich mein Unrecht tiefer

fer als sonst gefühlt, und mich darüber mehr geschämt, und mit Gott den Entschluß gefaßt, mir keine Nachlässigkeit oder Geringsachtung gegen sie zu erlauben, und nicht mehr zu predigen, sondern lieber selbst ein Beyspiel der Sanftmuth und Bescheidenheit, des Mitleidens und der Dienstfertigkeit zu werden. O wenn es mir gelingt, in diesem Stücke gegen diese Personen und auch gegen andere, wo ich vielleicht weniger darauf achtete, weil der Fall zu fehlen nicht so oft kam, besser zu werden: so möge Gott Sie auch, in Absicht auf mich, für diese gute fromme Schrift segnen, und selbige noch vielen, vielen Nutzen, Ihrer heiligen Absicht nach, schaffen lassen! Freuen Sie sich, bester Herr Professor, glücklicher Mann! Wie groß wird einst Ihr Lohn für alles das Gute seyn, das Sie durch Gottes Gnade gethan haben! Mit welcher Ruhe muß eine Seele, die solchen Lohn vor sich erblickt, auf die Begebenheiten dieses Lebens, und mit welcher Gleichgültigkeit auf die Ehrenbezeugungen der Welt sehen! Sie würden ihr verächtlich scheinen, wenn sie nicht zum Theil aus Hochachtung, Dankbarkeit und Empfindsamkeit der Herzen, aus diesen liebevollen Gesinnungen Ihrer Nebengeschöpfe flößen, die sie unmöglich gering achten, die sie nicht anders als mit Erkenntlichkeit lieben und schätzen kann.

Wie mögen Sie sich doch befinden? Sie werden wohl von der Anwesenheit des Hofes, und bey Gelegenheit der Messe wieder einige Unruhe haben.

Gott gebe nur, daß sie Ihrer Gesundheit nicht schade! Gestern wünschte ich Ihnen, daß Sie irgendwo auf dem Lande, unter einigen wenigen Personen nach Ihrem Sinne den Frühling genießen möchten. Ich bin schon verschiedenemal spazieren gewesen; aber noch niemals habe ich einen so sanften und vergnügten Eindruck davon behalten, als von dem gestrigen Spaziergange. Ich gieng mit Fritzchen allein gegen vier Uhr in der Gräfinn Moszchinska Garten. Etliche unbekannte Menschen waren hier, die uns nichts angiengen, und uns nicht störten; eben genug um zu verhindern, daß man sich in einem so weitläufigen Garten nicht zu einsam fand. Eine starke Stunde lang durchliefen wir alle Gänge des Gartens, suchten allenthalben junge Weilchen, und machten daraus kleine Sträußler, für die Mama einen, und einen für Herrn = = =, der am Morgen nach Leipzig abgereiset war. —

Vom Gehen und Bücken müde, setzten wir uns an einen erhabenen Ort, von welchem wir die Landschaft umher und einige Dörfer übersahen. Es war außerordentlich schön; die Luft so sanftschmeichelnd, der Himmel bedeckt und doch nicht trübe, das lachendste Grün über die Felder gebreitet, und einzelne Menschen, und zerstreute kleine Gesellschaften, die mit einem stillen sonntäglichen Anstande durch dieselben spazierten — der frohe Gesang der Lerche über ihnen, und auf der andern Seite das Geschwätz der mancherley Vögel
in

in dem jungen Laube der Bäume des Gartens, und außer diesen die ruhigste Stille, ganz feyerlich, bis zu der angenehmsten Melancholie, und doch nicht zu ernsthaft oder traurig — und dann unsre kleinen vertraulichen Gespräche und süßen Träumereyen von der Zukunft, mit zurückgerufenen Bildern des Vergangenen verbunden — alles rührte mich angenehm, und ich hatte eine der glücklichsten Stunden. Ich war ganz Zufriedenheit und stille moralische Freude; um einen einzigen Grad erhöht, wird sie eigentliches Lob Gottes und andächtiger Dank für seine Wohlthaten. Mir fiel die schöne Stelle aus Youngs zweytem Briefe über die Wollust im nicht fabelhaften Centaur ein: „Ein Garten hat von je her das Lob und die Zuneigung des Weisen gehabt ic.“ — und ich fand mich dadurch und durch meine eignen Gedanken erbaut.

In der That, stilles unschuldiges Vergnügen bessert das Herz, und macht seine Zuneigungen zärtlicher und liebereicher. — — — — —

— — — — —
— — — — —

Dresden, den 17. April.

1769.

ic. ic.

Den 21. April.

Dieser Brief ist alt geworden; das macht, ich habe immer noch etwas hinzusetzen wollen;

M 4

doch

doch ist er schon so lang. Ob ichs denn igt noch thue, ehe ich zusiegle? Ich dächte wohl. Wohlwollen und Liebe für eines unserer Mitgeschöpfe mehr, mehr zu empfinden, ist eine der besten und angenehmsten Empfindungen: und angenehme Empfindungen, die aus liebevollen Zuneigungen fließen, sind ein sehr beträchtlicher Zuwachs für unsre innerliche Glückseligkeit; und unsre innerliche Glückseligkeit ist immer wichtig genug, um mit denen, die uns Gutes wünschen, davon zu reden. Ich habe vor vierzehn Tagen eine junge, blühende und aufrichtig geliebte Freundin verloren. Doch will ich diese Begebenheit igt nicht aus dem traurigen Gesichtspunkte des Verlustes betrachten. Vielmehr will ich daran denken, daß ich nun mit aller vorigen zärtlichen Liebe für sie, und mit allen süßen Erinnerungen des Vergangenen noch die frohe Hoffnung des Wiederfindens und der unzertrennbaren Vereinigung verbinde, und aus diesen Quellen tausend beglückende Vorstellungen unterhalte. Eigentlich habe ich also nichts verloren, und was ich noch erworben habe, will ich Ihnen gleich sagen.

Die verstorbene junge Freundin hatte noch eine jüngere Schwester, die ich gern leiden konnte, aber noch nicht liebte. In der That besaß die älteste gewisse einnehmende Vorzüge vor ihr. Die jüngste war selbst tödtlich krank gewesen, und nur eben erst auffer Gefahr, als jene starb. Wir besuchten sie bald nachher, fanden sie mehr krank,
als

als auf dem Wege besser zu werden, ganz niedergeschlagen von dem Streiche, der ihre Schwester getödtet hatte; und es schien ihr, sowohl zu einer heftigen lauten Betrübniß, als zu der geringsten Bemühung, sich selbst aufzurichten, an Kräften zu fehlen. Sie war ganz Empfindlichkeit für das Andenken ihrer Schwester; ihr Kopf und ihr Herz waren so davon eingenommen, daß sie nichts anders dachte, von nichts anderm redte, alle, auch die kleinsten Umstände ergriff, mit Wohlgefallen dabey verweilte, und eine Art von schmerzhafter Wollust darinnen fand, sie von derjenigen Seite zu betrachten, die die allerrührendste war, und ihr den meisten Anlaß, sich zu betrüben, gab. Ich hörte ihr mit einem süßen Schmeize zu, und von dem Tage an liebte ich sie. Ich erfuhr, daß heisse, zärtliche Liebe in einer ungleichgültigern Person für einen Gegenstand, der uns sehr werth ist, und ein mitleidenswürdiges Unglück, viel mehr zum Vortheil einer Person ausrichten, und unsre Herzen derselben viel schneller zuwenden, als alle ihre eifigen Bemühungen um unsre Freundschaft nicht gethan haben würden. — Am folgenden Tage hatte das tiefstraurende Mädchen das neue grössere Unglück, seine Mutter an einer plötzlichen und kurzen Krankheit, aller Wahrscheinlichkeit zuwider, ganz unvermuthet sterben zu sehen. Durch diesen neuen Unfall ward sie mir noch interessanter; und so, wie er mir eine Gelegenheit war, sie öfter zu sehen, und sie in den ersten Regungen ih-

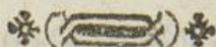
res Schmerzens, in welchen man so leicht die Aufmerksamkeit auf sich selbst verliert, zu beobachten, gab er mir das Vergnügen, ihren Charakter mehr als jemals vor meinen Augen entwickelt zu sehen, die lebhafteste, dankbarste und feinste Art von Zärtlichkeit für die Gegenstände ihrer Liebe darinnen zu entdecken, und sie, um der Gesinnungen und Eigenschaften willen, die ich an ihr fand, noch mehr zu lieben. Nun stehen vier junge mutterlose Waisen unter ihrer Aufsicht und Pflege. Sie sieht den Umfang ihrer nunmehrigen Pflichten ein, und fühlt den sehr vernünftigen Kummer, ob sie auch das Vermögen haben werde, sie gehörig zu erfüllen. Ihr Vater, welcher auffer einem zwanzigjährigen Sohne, der in einer verwandten Familie lebt, sonst keine erwachsenen Kinder, und überall keine Tochter mehr, und von siebenzehn Kindern nur noch sechs übrig hat, ist voll Sorgen, so viel Schmerz und Unruhe werde ihre kaum wiederkehrende Gesundheit aufs neue zerstören. Er liegt ihr an, die Stadt zu verlassen, und zu einer Tante aufs Land zu gehen, welchen Aufenthalt sie sonst mit einer Art von Leidenschaft liebt, und nur acht Tage dort zu bleiben, nur so lange als er selbst in L = = seyn, und sie hier der allertraurigsten Einsamkeit überlassen muß. Aber sie will nicht, weil sie die Kinder nicht mitnehmen könnte. Ich selbst suchte sie zu bereden, und stellte ihr vor, daß ein Frauenzimmer bey Jahren, welches sie während der Krankheit aller dieser Kinder (denn sie waren

waren

waren alle sechs an den Masern krank, und ihre gute Mutter war wohl das Opfer des um sie erlittenen Jammers, der Unruhe und der Abmattung) zu sich ins Haus genommen, solche so gut, als sie selbst, versorgen konnte. — „Nein, sagte sie; das kann ich nicht. Ich denke so: Wenn die Mama mir noch hätte sagen können, was ich thun sollte: so würde sie mir vor allem empfohlen haben, ihre Kinder in Acht zu nehmen: also kann ich sie auch nicht verlassen.“ — Um des einzigen Zuges willen hätte ich sie lieben müssen; wenn auch nicht so viel Ursachen des Mitleids mitgewirkt hätten. Ist dieser strenge Gehorsam gegen vorausgesetzte Bestimmungen einer verstorbenen Mutter nicht schön? Und ist er nicht doppelt schön in einem so jungen Mädchen von fünfzehn bis sechzehn Jahren? — Um der so guten Schwester und Tochter willen, liebster Freund, müssen Sie mir verzeihen, daß ich wieder etliche Seiten vollgeschrieben habe. Ich wollte nur ein kurzes Postscript machen, und bin unvermerkt so weit geführet worden. Und nun will ich den Fehler dadurch, daß ich ihn entschuldige, nicht noch vergrößern. Lieber will ich Sie bitten, nicht unwillig zu seyn auf

Ihre

ic. ic.



Besten Herr Professor,

Heute las ich einen von Ihren alten Briefen, in welchem Sie mir auf die gütigste Art von der Welt sagen, daß Sie in acht Wochen keine Nachricht von mir hätten, und nun solche täglich erwarteten. Jetzt ist es länger, viel länger, daß ich Ihnen nichts von mir gesagt habe; und vielleicht — je nun, vielleicht ist's Ihnen nicht ganz unangenehm, einmal wieder von mir zu hören. Von Ihnen höre ich auch sehr wenig. Meine letzte Nachricht ist von Herrn C = = =, der mir schreibt: Unser lieber Herr Professor befindet sich leidlich. Aber Herr = = = hat gar nicht die Freude gehabt, Sie während seines letzten langen Aufenthalts in Leipzig zu sehen; und als Sie Ihre Reise nach D = = = und in Ihre Vaterstadt thaten, freute ich mich sehr über Sie, und dachte, Sie müßten doch mehr als gewöhnlich munter und heiter seyn. Und das sind Sie gewesen, wie mir kurz darauf Madam = = im Vorbeygehn gesagt hat. Seitdem schrieb mir meine D = =, daß Sie an Zahnschmerzen viel gelitten hätten, und ich hatte sie für den zärtlich traurigen Ton lieb, in welchem sie mir diese böse Nachricht schrieb.

Vielleicht vergütet mir meine D = = die schlimmste Zeitung von Ihren Zahnschmerzen bald mit der erfreulichern von Ihrem Wohlbefinden am vierten Julius; denn an diesem feyerlichen Tage wird

wird sie oder ihr Sohn gewiß Ihre Gesellschaft genossen haben. Gesegnet müsse der Tag für Sie seyn! Und zahlreich und gesegnet alle die, so ihm folgen werden! — Ich habe Hoffnung, unsern C = = =, und, wenigstens wünsche ichs, auch Frau D = = = diesen Sommer noch zu sehen. Ich sehne mich recht sehr nach meinen abwesenden Freunden; wenn ich nur einen von ihnen sehen sollte! Sie sind mir alle so gleich lieb; und ich habe sie fast alle auf gleiche Weise erlangt. — Alle sind mir wie Einer, und in Einem sehe ich sie Alle. In der That, liebster Herr Professor, es sind alles liebe, gute Menschen, die Freunde, von denen ich geliebt bin! Doch scheine ich mir izt vorzüglich den guten D = = zu wünschen; um seinetwillen wünsche ich ihn. Er soll sehr kränklich seyn. Zerstreuung und Freude könnten seiner Gesundheit vielleicht mit aufhelfen.

Abends gegen acht Uhr.

So viel schrieb ich heute gleich nach dem Mittagessen. Um sechs Uhr wollte ich mich frey machen und wieder schreiben; da ward ich von einem Freunde gehindert, der mich besuchte, um mir einen Kupferstich, les Adieux de Calas à sa famille, zu zeigen, der vortrefflich ist, den ich und Fritzchen nicht ohne Thränen beobachten konnten, und der Ihrer Aufmerksamkeit werth ist, wenn er Ihnen irgendwo vorkommt — Und der Freund ist in seiner Art auch gut, wie der Kupferstich in der
 feini-

seinigen. Ein'gleichgültiger Zufall brachte uns unvermuthet zusammen; wie es scheint, wird mir ihn sein gutes Herz lange erhalten. Wir sprachen heute viel von den ungewissen Ausichten in unsre zukünftigen Schicksale; oft mag er darüber ein wenig beunruhiget seyn. Ich sagte ihm einen schönen französischen Vers her, der zur Ergebung, zum Vertrauen auf die Vorsehung, und zur Hoffnung, daß alles gut werden würde, ermuntert. Das nahm er an, und mit erfreuter Miene sprach er: „In zwanzig Jahren, wann wir „dann, wie ich sicher hoffe, recht überzeugte, recht „bestätigte Freunde seyn werden: dann werden wir „uns wieder sagen können, wie es uns gegangen ist, „und gewiß mit Freude und Dank in die Tage unsrer „Jugend zurücksehen.“ — Es gefiel mir doch sehr von ihm, daß er auf zwanzig Jahr in unsrer Freundschaft hinausrechnet.

Ich konnte also nicht böse auf ihn seyn, daß er mich vom Schreiben abhielt. Sie, theuerster Herr Professor, waren dennoch unter uns, wenn ich gleich nicht so eigentlich, wie izt, bey Ihnen seyn konnte. Nicht zu rechnen, daß ich ihn immer in der Stube spreche, wo Ihr Bild ist, mache ich ihm auch zuweilen die Freude, ihm einen oder den andern Ihrer lieben Briefe vorzulesen. Heute las ich ihm auch einen, und er küßte mir herzlich dankbar die Hand dafür. Da ich so viel von ihm geredet habe, möchte ich Ihnen wohl seinen Namen nennen. Er heißt S = =, und hat vom

vom sechzehenden Jahre an fünfzehalb Jahre in Leipzig studirt, ist Ihr Verehrer, und damals Ihr Zuhörer, und mit Ihrem Herrn Gōdicke bekannt gewesen. Sein Vater ist ein Prediger auf dem Lande, und muß einer der besten Väter seyn, nach den Lobsprüchen und der außerordentlichen Liebe des Sohnes für ihn zu urtheilen.

Ich schäme mich, daß ich schon drey Seiten beschrieben, Sie vielleicht ermüdet, und Ihnen doch nur so wenig gesagt habe. In der That habe ich Ihnen nichts Wichtiges zu sagen, und sollte ich Ihnen von alltäglichen Kleinigkeiten erzählen, die mich wechselseitig beschäfftigen, beunruhigen, oder erfreuen; das würde für Sie sehr beschwerlich seyn. Was ich Ihnen sagen wollte besteht bloß in dem Einigen, daß ich Sie liebe, unverändert und ehrerbietigst liebe. Das erfreut mich immer, und ist keine Kleinigkeit, vielmehr ist es eine Sache von großer Wichtigkeit für mich. Diese schöne, glückliche Empfindung, die vom ersten Anfange an, als sie sich in meinem Herzen entwickelte, eine so süße Quelle von Vergnügen darinnen aufschloß, die hilft es mit vor jeder niedrigen Unruhe, jeder Unzufriedenheit, jeder Empörung bewahren, wenn irgend etwas, das mich kränkt, oder mir Unrecht zuzufügen scheint, mich aufbringen, und meinen Frieden stören will. Herzspreche ich dann, du kannst den frommen, ergebenern, gelassenen Mann lieben, und du kannst unzufrieden und schwach seyn! O wie klein und gering-

ringschätzig wird mir dann jeder Verdruß gegen das Uebergewicht von Vergnügen; und jede schlechtere unächtere Freude gegen die reine Glückseligkeit, meinen besten theuersten Freund zu lieben und darneben einige sehr gute, mir sehr ergebene Herzen zu besitzen und zu belohnen.

Das Plätzchen hier ist wohl zu klein, um gut und gehörig zu schliessen. Sie schmählen doch nicht, wenn ich auf so lange Zeit noch einen Bogen nehme? Was ich ungefähr vor acht Tagen gethan habe, und Ihnen noch gern erzählen will, das errathen Sie gewiß nicht. Ich hatte lange in einem erbaulichen Buche, das ich sehr liebe, gelesen, und fieng von der Hitze und Stille an schläfrig zu werden. Weil ich nun noch immer freiwillig genug etwas Gutes thue; so dachte ich, du willst dich nicht zwingen fortzulesen. Ich stand auf, gieng in meinen Schrank, ohne im geringsten zu denken, ergrif ein Packet Briefe, worinnen alle die Ihrigen und Ihres Herrn Bruders seine in Ordnung liegen, fieng bey dem letztern an zu lesen, las sie alle, ward ganz munter, freute mich seiner, fühlte das Glück seiner Freundschaft und meinen unveränderten gegründeten Ausspruch darauf, den ich nicht aufgebe. In einem derselben erinnert er mich an die Worte Sirachs: Uebergieb einen alten Freund nicht, denn du weißt nicht, ob du so viel am neuen Kriegst. Ich lächelte selbstzufrieden mit mir. O! dachte ich, sobald die Rede von meinen Freunden ist, ist
mein

mein Herz mein Sirach! — — Vor zwey Jahren sah ich Ihren Herrn Bruder zuletzt, und nicht recht sah ich ihn; nur eine kurze Visite des Ceremoniels! — Werde ich ihn, werde ich Sie wiedersehen? Auch Sie, bester Herr Professor, auch Sie sah ich nicht allemal so, wie ich es gewünscht hätte. Warum konnte ich nicht einmal allein, nicht ungezwungen zu Ihnen gehen? — Es ist mir etlichemal eingefallen, selbst unter der Zeit, wenn ich bey Ihnen gewesen bin, und Fritzchen, meine Schwester, hat es auch angemerkt, (darum weiß ich aber doch nicht, ob wir Recht haben,) daß bey vielen Besuchen, die Ihnen gemacht werden, etwas nicht recht ist. Die meisten Personen, die zu Ihnen kommen, (ich will aber ganz Fremde ausnehmen,) scheinen sich einigen Zwang anzuthun, mit Vorsatz ein gewisses, gesuchtes, ernstes und feyerliches Wesen an sich zu nehmen, und sich selbst, und nicht weniger Sie, um einen Theil, oder wohl gar um alles Vergnügen Ihrer Besuche zu bringen: denn sie geben einer Handlung, die zum Vergnügen, zur Zerstreuung und Aufmunterung bestimmt ist, ein Aussehen von Zwang und Knechtlichkeit. Dadurch bekommen Sie die Menschen nicht verschieden genug, nicht natürlich und frey, wie sie sind, zu sehen, woben das Vergnügen des Umgangs nothwendig verliert. Und Sie, der beste, liebeichste und empfindsamste Mann, Sie merken es gewiß, daß Ihre Besuche nicht ganz frey und munter sind, und schreiben dann

G. Briefe,

N

diese

diese Veränderung auf Ihre eigne Rechnung, denken vielleicht, Ihre franke traurige Miene ver-
scheuche Leben und Munterkeit aus den Gesichtern
und Sitten der Andern, und bilden sich nicht ein,
daß es vorsehlich angenommenes Wesen ist. Ich
selbst bin nicht immer so natürlich und frey bey
Ihnen gewesen, als ich sonst gewöhnlich bin; und
das bloß durch Gewalt des Beyspiels. Wäre ich
nur so glücklich ein junger Mensch zu seyn, der
unter Ihren Augen studirte und Sie oft sehen
könnte; gewiß ich dächte, ich wollte mich ganz
ungezwungen bey Ihnen betragen, und doch so,
daß Sie mit mir zufrieden seyn sollten. Als ein
Mädchen gienge das schon so gut nicht an, da wä-
re ich zu unwissend, um Sie oft, und auch ab-
wechselnd und lebhaft genug zu unterhalten. Lei-
der ist auch mein iziger Brief nicht so, daß er die-
ses könnte! Möchte er Ihnen wenigstens ein
neues Zeugniß von den Empfindungen desjenigen
Herzens ablegen, das Sie ewig lieben und vereh-
ren wird in

Dresden,
den 20. Julius
1769.

Ihrer
danfbarsten und ergebensten
J. C.

CLXXIX.

Liebste Mademoisell,

Sob ich Sie ganz vergessen habe? Nein, so böse bin ich nicht. Ich denke oft an Sie, und wünsche Ihnen und Ihrem Hause Gutes, und fränke mich, daß ich Ihnen so viel Antworten schuldig bin. Aber dieß ist es auch alles, liebe Freundin, was ich thun kann; denn meine Kränklichkeit und die mir immer schwerer werdende Berufsarbeit lassen mich fast zu keinem Briefe kommen, wenn mir ihn nicht eine dringende Pflicht abfordert. Seyn Sie also nicht unruhig über mein Stillschweigen, und ahmen Sie es nicht nach. Seyn Sie auch nicht unruhig wegen Ihres künftigen Schicksals; — sondern befehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen. Der höchste und einzige Trost für uns alle. — Mein Bruder empfiehlt sich Ihnen ergebenst, so wie ich mich zugleich Ihrem ganzen Hause.

Leipzig, den 28. Sept.

1769.

G.

 CLXXX.

Bester Herr Professor,

Shren Brief vom 28. Sept. erhielt ich erst gestern, den 9. October, und viel, viel Freude mit demselben. Daß Sie mich vergessen hätten —

N 2

Nein,

Nein, das habe ich nicht gedacht; und schwerlich, glaube ich, würde ich mich darüber getrübt haben, wenn es geschehen wäre. Nein! das thun Sie schon nicht. Sie kennen die aufrichtige — — warum habe ich doch keine Worte, die den Charakter meiner Liebe für Sie beschreiben könnten! — Sie kennen mein Herz; Sie wissen, wie glücklich Ihre Freundschaft mich macht; und gewiß, Sie haben Recht; man ist einigermaßen böse, wenn man nicht so viele Herzen glücklich macht, als man machen kann. Also habe ich nie an Ihrer fortwährenden Gewogenheit für mich gezweifelt; auch habe ich nie gedacht, daß Sie mir Antworten schuldig sind. Doch will ich nicht leugnen, daß nicht vielleicht Ihr Stillschweigen die Ursache des meinigen gewesen seyn kann. Würde ich Ihnen nur immer etwas zu sagen, das interessant, oder nur anhaltend genug für Sie wäre; ich würde, denke ich, nicht so lange geschwiegen haben.

Unser C = = = hat mich leztthin, als er hier war, von Ihnen begrüßt, mit einem Tone gleichwohl, bey dem ich dachte, daß Sie es ihm wohl nicht möchten aufgetragen haben; und das machte, daß ich mich nicht recht darüber freuen konnte. Ueber Ihren Brief freute ich mich mehr; denn das sah ich ihm gewiß an, daß Sie ihn geschrieben hatten. Wer könnte, wie Sie, eine so liebevolle aufmunternde Sprache mit mir reden? Doch auch, wenn Sie diese Sprache nicht mit mir reden, auch bey Ihrem Stillschweigen will ich nicht unruhig seyn,

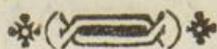
seyn, so lange ich noch von meinen Freunden erfahre, daß Sie leben und nicht krank sind. Auch über mein künftiges Schicksal will ich nicht unruhig seyn. Haben Sie etwas von meinem gegenwärtigen erfahren? Durch Herrn C = = = könnte es seyn. Ich dachte es wenigstens bey einer Stelle Ihres Briefs, die mir darauf zu zielen schien; und ich weinte einige Thränen des Dankes für die Zärtlichkeit, womit Sie es berühren.

Ich setze voraus, daß Sie unterrichtet sind; sonst wollte ich Ihnen meine Begebenheit erzählen. Niemanden als Ihnen und meiner Freundin in C = = erzähle ich so gern, was mir begegnet. —

Die Hälfte meines Lebens mag ich wohl zurückgelegt haben. Im Ganzen ist es ruhig und glücklich gewesen. Warum sollte ich wegen der andern Hälfte in Furcht seyn? Viel Freuden habe ich genossen; zum Theil können sie nicht wiederkommen, aber andere können ihre Stelle besetzen. Wenn wir aufmerksam sind, finden wir täglich etwas Gutes, dessen wir uns freuen können.

Ich will bey jeder kleinen Gabe,
Die mir der Himmel schenkt, mich freuen,
Und will den Weg, den ich zu lauffen habe,
Mit Blumen mir bestreun.

Wir gleichen in unserm Leben dem Besitzer eines Gartens. Izt sind Hyacinthen und Tulpen seine Freude; — ein vergänglichendes Geschlecht!



Bald werden volle Rosen seine Gänge schmücken. Nicht lange darf er ihre Hinfälligkeit bedauern, so wird eine bunte Nelkenflor ihren Verlust ersetzen; und überlebt er den traurigen Winter, kann er wohl noch einmal Hyacinthen sehen. Aber freylich muß er nicht eigensinnig nur Eine Art der Blumen lieben, und die andern, an denen er seine Freude haben will, sorgfältig pflegen und sammeln.

Sie wissen es schon sonst, theuerster Herr Professor, wie ich über die Dinge dieses Lebens denke, und das ist gewiß meine wahre und eigenthümliche Denkungsart. Ich habe mich über einen Unfall zufrieden geben müssen, der schwerer war als dieß. Auf drey Theile Ruhe, und mehr, kann doch jeder Mensch sicher in seinem Leben rechnen; und in einem so kurzen flüchtigen Leben, in welchem uns unstreitig alle verdrießliche Begebenheiten weit schwächer als die erfreulichen rühren, ist dieses, denke ich, schon sehr viel. Die Kindheit ist eine Zeit des Leichtsinns, der Sorglosigkeit und des Spiels, und der Schlaf, durchs ganze Leben, eine Zeit der Vergessenheit, der Freyheit, Unabhängigkeit und Ruhe. Izt bald werde ich zu Bette gehen, zur Freystadt vor jedem traurigen Gedanken, vor jeder unruhigen Furcht oder Sehnsucht. Wenn ich nun auf die nächsten sieben Stunden alles besäße, was Könige besitzen, oder besser, was sich mein Herz, wenn es wünschen wollte, nur wünschen könnte: so würde mirs doch von keinem Nutzen seyn; so wie, wenn alles, was ich in der Welt

nur

nur zu befürchten haben kann, geschehen sollte, oder bereits geschehen wäre, solches ebenfalls mir auf die nächsten sieben Stunden nicht schaden, ja nicht einmal mir bekannt werden könnte. Und das ist oft, wenn ich mich schlafen gelegt habe, einer meiner angenehmsten Gedanken gewesen, daß auch der unglücklichste Mensch, den ich (vielleicht ohne mein Verdienst,) den Tag über an Ruhe und Zufriedenheit so weit übertroffen habe; daß er doch nun in dieser Stunde eben so glücklich seyn wird, als ich. Aber freylich ist der Schlaf ein Sohn der Gesundheit und der innerlichen Ruhe; und Ruhe und Gesundheit sind nur selten die Gefährten des Elends und der Noth — Ruhe, und ein erquickender gesunder Schlaf, müsse diese Nacht, und alle Nächte Ihres Lebens, Ihr Theil seyn!

Den 12 October.

Ist denn dieser Brief noch nicht lang genug, daß ich noch Einmal die Feder ergreiffe, daran zu schreiben? — Mein liebster, bester Herr Professor, wenn ich diesen Winter und künftig mehr und öfter an Sie schreibe, als seit einiger Zeit geschehen, so müssen Sie nicht böse werden. Es ist gewiß; unsere Freunde haben es immer auf eine oder die andere Art mit zu empfinden, wenn uns etwas Verdrießliches begegnet. — — — —

Es giebt auf Erden nichts Traurigers, als Lange-
 N 4 weile.

weile. Ich nenne Langeweile einen Mangel der Beschäftigung für das Herz. Doch auch Mangel an Geschäften, der sich aber selten findet, wenn man nur selbst thätig, lebhaft und geschäftig ist, und noch mehr, das Unglück einer trägen Gemüthsart ist beschwerliche Langeweile. Von meiner Gemüthsart, wenn ich so bleibe, habe ich in diesem Stücke nichts zu befürchten. Auch fehlt mirs nie an hundert kleinen Geschäften, die ich immer abwechselte, daß ich keines müde werden kann. Täglich lese ich beyrn Arbeiten etwas für meinen Verstand oder zum Vergnügen. Auch fangen ich und Fritzchen wieder an, Geographie und Historie zu studiren, und fast alle Abende schreibe ich etwas für eines oder das andere von meinen Freunden, oder ich überseze aus dem Französischen oder Englischen. Izt habe ich wohl meine Correspondenten nicht mehr so hübsch beysammen wie sonst. C = = = ist der einzige von allen, mit dem sich nichts geändert hat. T = = ist in die weite Welt, und man weiß kaum, wie es ihm geht, und ob er noch an uns denkt. Meine G = = in C = = muß izt nothwendig mehr für ihren Mann und für ihr Kind, als für ihre auswärtigen Freunde, leben. Vom Fräulein Sch = = in K = = erfahre ich wohl in der Welt nichts mehr. — — Ja freylich! die Blumen des Gartens verblühn; ein Geschlecht nach dem andern; und es können Wintermonate kommen, wo gar nichts blüht.

Eins bleibt mir gewiß; das Vergnügen, meine Freunde zu lieben. Diese Freude meines Herzens, Sie, meinen theuersten Freund, zu ehren und zu lieben, bleibt gewiß zeitlebens Ihrer

Dresden, den 12. October

1769.

CLXXXI.

Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Ihre Briefe, gute Mademoisell, sind mir zwar alle lieb; aber der letzte vom zwölften October ist mirs doch vorzüglich gewesen; nicht bloß wegen der Beredsamkeit, die darinnen herrscht, sondern noch mehr wegen der großen Gelassenheit, mit der Sie mit mir von einem Schicksale sprechen, das Sie doch mit Recht beunruhigen könnte, und das auch die meisten Ihres Geschlechts bey ähnlichen Umständen aus der Fassung bringen würde. Eben diesen getrosten Muth bewundere ich an Ihnen. Danken Sie Gott für diesen Sinn der Religion, der Sie beruhiget. — —

— — — — —
 — — — — —
 — — — — —

Der liebe = = =, der viel gelitten hat, eilet nach Dresden, sich daselbst unter seinen Freunden zu erholen. Ich begleite ihn mit meinen guten Wüns-

schen, und segne mit demselben auch Sie und Ihr
ganzes Haus.

Leipzig den 16. Nov.

1769.

G.

CLXXXII.

Bonau den 4. Sept.

1757.

Liebster * * .

Länger kann ichs nicht ausstehen, ohne zu wissen,
wie Sie leben. Die letzte Nachricht, die mir
L = = = von Ihnen gegeben hat, ist traurig: aber
eben deswegen glaube ich sie nicht, oder mag sie
doch nicht eher glauben, bis ich sie von Ihnen
selbst erfahren habe. Freulich werden Sie noch
nicht ganz gesund seyn; aber bettlägerig, das
fürchte ich auch nicht. Nein, wenigstens nicht
schlechter, als da Sie ins Bad giengen. Dieses
ist ungefehr mein Zustand, und ich hoffe, es soll der
Ihrige seyn, wenn ich nicht alles hoffen darf, was
ich Ihnen wünsche. Schreiben Sie mir also bald;
denn mein Exilium wird mir, entfernt von mei-
nen Freunden, alle Tage unerträglicher, und ich
seufze schon nach der Stadt, die ich vor sechs Wo-
chen nicht ungern verließ. So widersprechend
sind die Wünsche des Hypochondristen! Es fehlet
mir hier auf dem Lande nichts, als daß ich nicht
in meiner Ordnung, sondern vielmehr ein unnützes

Ges

Geschöpf für die Welt bin. Ich bin müßig, ohne es seyn zu wollen: und lesen, denke ich, ist nicht viel besser als Müßiggang. Endlich wer kann lesen, wenn man alle Stunden mit neuen Nachrichten, falschen und wahren, erschreckt wird? Schreiben — ja auch das darf man nicht, denn wer kann schreiben, ohne zu klagen?

Sive pium vis hoc, sive hoc muliebri vocari;
Confiteor misero molle cor esse mihi. *)

Ich liebe Sie und bin Ihr ergebenster

G.

CLXXXIII.

An Ebendenselben.

Bonau den 21. Sept.

1757.

Wenn der Mann, dachte ich, da ich Ihren letzten Brief las, seine Beredsamkeit bey dir gelernet hätte, das wäre ein großer Lobspruch für dich; aber wenn du sein gutes Herz gebildet hättest, das wäre ein unendlich größeres. Er wünschet nicht ängstlich, gesund zu seyn, sondern nur die Krankheit mit einem christlichen Anstande und einem verständigen Muthe zu tragen. Bist du auch stets so gut gesinnt? Er klaget in einem langen Briefe gar nicht, oder doch sehr verschämt; und

*) Man mag es fromm, man mag es weiblich nennen;
Bekenn ich doch, mein Herz sey weich.

und sein Kummer ist nicht die Schwachheit seines Körpers, sondern die Mattigkeit des Geistes, den er immer zur Tugend der Gelassenheit angestrenget wissen will. Wenn er auch darinne fehlet, daß er das Uebergewichte der Gedult und des Muthes in seinen Zufällen stets lebhaft fühlen will: so ist es doch immer der Fehler eines sehr guten Herzens, mit dem er dich beschämnet, indem er sich selber beschämen will. So ungefehr dachte ich, mein lieber = =, als ich Ihren lieben, guten Brief las. Ich wünschte Ihnen Gesundheit, Heiterkeit des Geistes, und tausend kleine Gelegenheiten Gutes zu thun, weil Sie die größern izt nicht ergreifen können. Was kann ich Ihnen heute, da ich dieses schreibe, anders wünschen? Und was ist mein Wunsch mehr, als eine natürliche Dankbarkeit für alle die Liebe, die Sie für mich haben, und seit so vielen Jahren für mich gehabt haben? Wirklich ist das mein eigenthümliches Glück, daß so viele rechtschaffene Leute, um die ich mich nie verdient gemacht, meine Freunde sind; aber in gewissen Stunden ist eben dieses Glück für mich die größte Demüthigung; denn soll ich wohl glauben, daß ichs vor Andern verdiene, oder genug verdiene? Daß ich kein ganz mittelmäßiger Autor bin, o das gebe ich gern zu, wenn mirs die Welt vorsaget; aber der fromme Mann, für den mich meine Freunde halten; lieber = =, o da macht mein Herz tausend Einwürfe, die aller Beyfall nicht widerlegen kann. „Wie oft fehlt mir zum Guten selbst der Wille!“

Für

Für Ihre politischen Neuigkeiten danke ich Ihnen nicht wenig. Ich habe in vierzig Jahren nicht so viel Zeitungen gelesen, als seit vier Wochen; und es ist mir etwas geringes, in die Schenke nach Meineweh zu gehn, und da zu warten, bis die Post ankömmt. Möchte doch der Tag der öffentlichen Ruhe und das Ende meines müßigen Exils nicht mehr fern seyn! Wie freue ich mich, Sie bald umarmen zu können! Leben Sie wohl.

G.

CLXXXIV.

An Ebendenselben.

Bonau, den 1. Nov.

1757.

An Sie kann ich wieder schreiben? * O Gott, der Allmächtige, sey ewig gelobet, der mir das Leben von neuem geschenkt hat! Ich umarme Sie, theuerster Freund, mit zitternden freudigen Händen, mit Thränen, mit brüderlicher Liebe. Freuen Sie sich mit mir, und danken Sie Gott mit mir; und nehmen Sie auch den Dank von mir an, den Sie durch Ihren Besuch in meiner Krankheit auf zeitlebens mir abverdienen haben. Gott segne Sie und Ihr Haus, und lasse mich bald einen Zeugen Ihrer Zufriedenheit seyn! —

Genug

*) Es waren die ersten Zeilen, die er nach seiner harten Krankheit in Bonau wieder schreiben konnte.

Genug für dießmal! Grüßen Sie meinen liebsten
 Heinen und Seyern und vorher Ihre beste Frau.
 Ich bin ewig Ihr

G.

CLXXXV.

An Ebendenselben.

Bonau den 15 Nov.
 1757.

Wie bekümmert sind Sie nicht um meine Ge-
 sundheit und Ruhe, und wie ängstlich wer-
 de ich, daß ich nicht eben so dankbar seyn kann,
 als Sie besorgt und liebeich gegen mich sind! Ihr
 ganzer langer vortrefflicher Brief vom 11. No-
 vember ist die Geschichte Ihrer freundschaftlichen
 Empfindungen gegen mich und die Fortsetzung Ih-
 res Besuchs in meiner Krankheit. So wie mich
 Ihr Besuch gestärkt hat, so stärkt mich dieser Brief.
 Gott, was wäre das Leben der Menschen, ohne
 den Trost der Freundschaft; und wie viel würde mir
 bey meiner Zurückkunft nach Leipzig fehlen, wenn
 ich nicht wüßte, daß Ihr redliches und großes Herz
 mit aller seiner Liebe und seinem Werthe auf mich
 wartete! Ich höre Sie noch vor meinem Bette
 reden (denn sehen konnte Sie mein mattes Auge
 wenig) und fühle noch den sanften Schauer eines
 freundschaftlichen Kusses, den ich damals für den
 letzten mich einsegnenden Kuß hielt. Und eben
 Sie

Sie, liebster = =, den ich mehr zu sehen nicht hoffte, dessen Stimme ich zum letztenmale gehöret zu haben glaubte, soll ich bald, von neuem in das Leben gerufen, in Leipzig sehen, brüderlich umarmen, und über den Namen Freund, noch den Namen Gevatter von Ihnen hören? Ich starb, und siehe, ich lebe noch. O sey nun wieder zufrieden, meine Seele, denn der Herr thut dir Gutes! So rede ich mich oft an, um Freude und Dankbarkeit in meinem Herzen zu erwecken und zu erhalten. Wodurch soll ich doch meines neuen Lebens würdig werden, gnädiger und allmächtiger Vater! — — Dadurch, daß ich noch besser sterben lerne. Ja, liebster Freund, Sie haben Recht; nicht sowohl die Hand meines geschickten Arztes, als der Wunsch und das Gebeth meiner Freunde, haben mir das Leben wieder gegeben; denn ich weiß, daß meine besten Freunde, Freunde Gottes sind. Welche Glückseligkeit für mich und welcher Ruhm für meine Freunde, und besonders für Sie, theuerster = =! Ich mache Ihnen keinen Lobspruch; aber ich kann auch meine Empfindungen, um den Verdacht des Lobes zu vermeiden, nicht zur Hälfte nur ausdrücken. — Sie böten mir gern einen Wagen und Freunde, die mich abholen sollten, an, wenn Sie meiner Gesundheit trauen könnten? Und ich würde dieses Anerbieten, als einen Ruf der Pflicht zurück zu kommen, ansehen und ergreifen, wenn ich selbst ihr trauen könnte. In der That sammeln sich meine Kräfte. Wird die Bitterung günstig,

ftig, billigt es Springsfeld und Zeine, läßt es meine besorgte gnädige Wirthinn zu: so hoffe ich mit Gott bald bey Ihnen zu seyn. Möchte doch die allgemeine Ruhe, nach der wir seuffzen, deren Verlust wir in dieser Gegend nur gar zu sehr empfunden haben, vor mir hergehen! Seit sechs Wochen, o da habe ich viel erfahren! Vielleicht bitte ich Sie bald um einen Wagen; denn ich fürchte hier den Mangel der Pferde, und möchte doch gern vor der Niederkunft Ihrer lieben Christiane bey Ihnen seyn; sie segne nun Ihr Haus durch eine Tochter, oder einen Sohn. Wünschen Sie ihr in meinem Namen Gesundheit und den Heldemuth einer Gebährerin, die da weiß, daß sie Unsterbliche zeugt, für die Welt und den Himmel zugleich. — Die gnädige Frau und Ihr Gemahl versichern Sie, liebster = = aller Hochachtung und Ergebenheit, nebst Ihrem ganzen Hause. Ich aber bin zeitlebens der Ihrige

G.

 CLXXXVI.

An Ebendenselben.

Bonau den 21. Dec.

1757.

So wenig Ihre Briefe an mich in dem bescheidenen Verstande, den Sie angeben, Ihr Beruf sind; so sehr sind sie es aus einer andern Ursache, weil sie mich ergötzen und erbauen. Ich habe

habe Ihre ganze feyerliche Morgenbetrachtung auf mich anwenden können, und ich werde mir sie noch mehr als einmal vorlesen, wenn sich mein Herz weigert, den Tod lebhaft zu denken, das erst fürchterliche und dann heilsame Bild. Die erste Seite Ihres Briefs war traurig für mich. Ein sanftes Herz, das Herz meines Freundes; und gegen dasselbe harte, rauhe, demüthigende Begegnungen! Ich las voll Mitleiden und Widerwillen fort. Nun, dachte ich auf der dritten Seite, der Mann, wenn er gleich leidet, und nach deinen Gedanken nicht leiden sollte, ist doch in der Seele glücklich und weit größer als die, die ihn erniedrigen. Ich kam auf Ihre Verse, den Schluß Ihres Briefs:

Er thut, was er gedacht — wird der, der er will
seyn,

Und wie ein Frommer stirbt, so festlich schläft er ein. Selige Prophezeihung, wenn du sie erfüllst! sprach ich zu mir selbst. Ja, wenn du sie erfüllst, o wer ist glücklicher als du! Gebe es Gott, mein lieber = = = daß ich diesen Gedanken lebhaft mit in das neue Jahr nehme, und um das Glück der letzten Zeile zu erlangen, den Inhalt der ersten täglich von Herzen, so schwach auch dieses Herz seyn mag, ausübe! Dieß Glück und kein anders bitte ich von Gott in dem neuen Jahre, und was ich mir bitte, bitte ich auch Ihnen; und was dieses Glück hindert, so angenehm es uns auch seyn möchte, sey ewig fern von uns! Bleiben Sie mein Beyspiel und mein Trost. Gehen Sie
G. Briefe. D Sie

Sie muthig auf dem Pfade Ihres Lebens fort ;
 uns schützt eine allmächtige und gnädige Hand.
 Was sorgen wir denn ?

G.

 CLXXXVII.

An Ebendenselben.

 Bonau, den 28. Jan.
 1758.

Simmer klagen Sie, ich höre es gern, und ich
 erbaue mich aus Ihrer Traurigkeit eben so-
 wohl, als aus Ihrer Freudigkeit. Was können
 wir bey dem frühen Tode der Rechtschaffnen bes-
 sers thun, als daß wir an den unsrigen denken
 und uns mit eben dem Geiste auf ihn zubereiten,
 mit dem sie ihn christlich und selig überwunden
 haben? Der liebe Cronegk! Gott hat ihn der
 Welt entnommen. Der liebe = = ! Gott giebt
 ihm das Leben noch, und schenkt ihn mir und der
 Welt. Getrost mein Freund! Wäre unsre Zu-
 gend die Ursache unsers ewigen Glücks, so müß-
 ten wir alle verzweifeln; aber wir haben ein gött-
 liches Verdienst, das muß unsre Herzen unter
 dem aufrichtigen Gefühle ihrer Unwürdigkeit stil-
 len und trösten. Ist Gott für uns, wer mag
 wider uns seyn? Welche Hoheit der Religion über
 alle Kraft der Vernunft! Ich umarme Sie brü-
 derlich

derlich und danke Ihnen für die Thränen, die Sie mit mir über Cronegks Tod geweinet. Ich habe eine kleine Verordnung aufgesetzt, wenn ich etwa bald sterben sollte. Sie kommen einigemal darinnen vor. — — — — — Der Tod! welcher unendliche Gedanke! Leben Sie wohl mit Ihrer lieben Christiane und Ihren Söhnen. — Ich bin der Ihrige.

G.

CLXXXVIII.

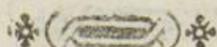
An Ebendenselben.

Bonau, den 22. May
1759.

Ich schreibe heute an Sie, und zwar aus derselben Stube, wo Sie mich vor zwey Jahren auch an einem Sonntage in einer sehr elenden Gestalt angetroffen und mit Ihrem Besuche erquicket haben. Ich möchte gern zu der Empfindung des Vorzugs kommen, den ich izt vor der damaligen Verfassung genieße; aber ob ich gleich nicht auf dem Bette seufzen darf, ob ich gleich, indem ich dieses schreibe, die Allee, den Berg mit seinem Getraide, den Himmel mit seiner Sonne ganz offen vor mir sehe: so freue ich mich doch viel zu wenig über mein Glück; und daß ich dieses mir nicht leugnen kann, ist für mich schon Ursache

D 2

genug



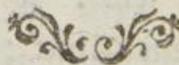
genug zur Unzufriedenheit. Nach diesem mich demüthigenden Eingange will ich so wenig mehr von mir selber reden, als es möglich seyn wird. Was machen Sie also, mein lieber = = ? — — —

— — — In den armen Thomä denke ich oft; aber ich fürchte, er wird nicht mehr leben, wenn ich nach Leipzig komme; eben der Mann, der viel gesünder und stärker war, als ich und tausend Andere. Doch ist denn ein guter Tod nicht das größte Glück? Warum denke ich ihn so wenig von dieser Seite? Bethe für deine sterbende Freunde, und stirb täglich in Gedanken, und sey fromm und fröhlich. — — —

— — — Die Frau von S = = und ihr Gemahl wünschen, daß Sie sie von Lauchstädt aus besuchen möchten; und ich dünkte, Sie thäten es und brächten Ihre Frau mit. Sie haben mich nebst dem Kammerherrn S = = feyerlich in Rippach eingeholet, und derselbe Abend war für mich wirklich angenehm. In der That fehlet mir nichts in Bonau zu meiner Freude, als ich mir selber und etwas mehr Gesundheit. — — —

— — — Leben Sie wohl. Ich küsse Sie und die Ihrige, und bin Ihr ergebenster

G.





CLXXXIX.

An Ebendenselben.

Der Tod Ihrer seligen Großmutter hat mich nicht erschreckt, aber desto mehr Ihre Hinfälligkeit bis zum Bettlägerigwerden. Wollte doch Gott Ihnen das geben, was ich in der Pfingstwoche so oft für mich erbethen habe, Kraft zur Gelassenheit und zu einer muthigen Ergebung in alle seine Schickungen! Ich habe den andern und dritten Feiertag in Bonau das ausgestanden, was ich in meinem Leben nicht gefühlet und was ich Ihnen nicht beschreiben kann. Trösten Sie sich mit mir, guter ==. Gott sorget für uns; darum lassen Sie uns weniger sorgen. Was kann mir widerfahren, wenn Gott mich will bewahren? Und er mein Gott bewahret mich, und wird geben, daß alles zu unserm wahren Besten diene. Diesen Trost tief in meine Seele zu drücken, ist meine Arbeit, auch wenn ich fühle, daß ichs nicht vermag. Gott ist die Liebe und unser Erlöser unsre Kraft und Stärke und Seligkeit. Vielleicht findet Sie dieser Brief gebessert; und ich habe weit mehr Vertrauen zu Ihrer Gesundheit, als zu der meinigen, die mich kaum diesen Brief ohne Beängstigung schreiben läßt. — —

— — — — —
Ich bin gestern wieder in Leipzig angekommen, und weine, daß Sie nicht da sind; denn alles ist für

mich öde und leer. Aber Muth und Geduld. Ohne Ergebung in die göttlichen Rathschlüsse ist keine wahre Ruhe der Seelen. Er weiß allein, was uns dienet, und ist mit seiner Kraft in dem Schwächsten noch mächtig. Der sie suchet und nützet. Nun guter = =, kommen Sie gestärkt, und wenn es möglich ist, bald wieder zu uns. Ich grüße Ihre liebe Frau und Ihr ganzes Haus herzlichst und ergebenst.

G.

CXC.

An Ebendenselben.

Störmenthal, den 19. Sept.
1759.

Ich denke so oft an Sie, ja ich bethe selten für mich, ohne zugleich für Sie zu bethen; warum sollte ich also nicht auch oft an Sie schreiben, da ich Zeit genug übrig habe? Es ist wahr, daß sich mein Unvermögen auch bis auf die Briefe erstrecket; aber um diesem Unvermögen nicht nachzugeben, will ich lieber schreiben, und Ihnen, wo nicht durch den Brief, doch durch meine Ueberwindung ein Vergnügen machen. Meine Umstände sind fast eben diejenigen, in denen Sie mich letzters verlassen haben, und ohne klagen zu wollen, sage ich Ihnen, daß ich viel leide; viel,
das

sein selbst, seiner Sünden, seiner bösen Neigungen
 und seines Unvermögens. sich selbst zu heiligen brin-
 gen will: so flieht dieß Herz zu seinen eignen Be-
 mühungen, sich zu helfen, und sich von seiner Angst
 durch Thränen und Gebethe, durch Lesen und Stu-
 diren, durch gute Werke, durch mühsame Einsam-
 keit zu befreien, und Gott zu bewegen, ihm das
 Verdienst des Erlösers deswegen zu Gute kommen
 zu lassen. Luther sagt an einem Orte: „Wenn
 „der Glaube rein und ungefärbt bleibt, fuffet und
 „gründet er sich nicht auf mich selbst, noch mein
 „Thun, daß mir Gott darum sollte gnädig seyn,
 „wie der falsche Heuchelglaube thut, welcher menget
 „in einander Gottes Gnade und mein Verdienst, ob
 „er auch wohl die Worte behält von Christo, aber
 „doch des Herzens Zuversicht setzet heimlich auf sich
 „selbst, also daß es nur eine angestrichne Farbe ist —
 „Das hebe an, und versuche es, wer da will, so
 „wird er sehen und erfahren, wie trefflich schwer
 „es sey, und wie sauer es wird, daß ein Mensch,
 „der sein Lebtag in seiner Werkheiligkeit gestecket,
 „sich herauschlinge und mit ganzem Herzen erhebe
 „durch den Glauben in diesem einigen Mittler.
 „Ich habe es nun selbst schier zwanzig Jahre ge-
 „prediget, daß ich sollte heraus kommen seyn;
 „noch fühle ich immerdar den alten anklebischen
 „Unflat, daß ich gern mit Gott so handeln wollte,
 „und etwas mitbringen, daß er mir seine Gnade
 „für meine Heiligkeit müßte geben, und will mir
 „nicht

„nicht ein, daß ich mich so gar soll ergeben auf die
„bloße Gnade, und muß doch nicht anders seyn.“

— — Wie bewundere ich den seligen Luther in
seiner biblischen Weisheit, in seiner freymüthigen
Aufrichtigkeit und großen Demuth; und wie sehr
fürchte ich, daß Gott oft ein erwecktes Herz, daß
sich aber selbst helfen will, nicht anders von seinem
Irrthume und heimlichen Unglauben heilen und
zur Erkenntniß seines großen Elends bringen kann,
als wenn er es einige Zeit durch Entziehung seiner
Gnadenkräfte sich selbst, seiner Weisheit und Stär-
ke, das ist seiner Thorheit und Schwachheit über-
läßt. Alsdann fühlen wir, wieviel Böses noch in
uns wohnet; und wie selbst die Leidenschaften und
Neigungen, die wir am gewishesten und seit vielen
Jahren besiegt zu haben glaubten, noch in uns da
sind, und nach der Herrschaft streben. Alsdann füh-
len wir bey den Anklagen unsers Gewissens, wie
wenig wir seine Unruhen stillen können, und wie
nicht unsre Lebensbesserung, sondern das göttliche
und unendliche Verdienst unsers Erlösers der
Grund unsrer Gnade bey Gott allein, ganz allein
seyn, und wie uns Gottes Geist durch den Glauben
umbilden, heiligen und getrost machen muß. —
Liebster = = ich habe viel geschrieben, möchte ich doch
etwas Gutes für mich geschrieben haben! —

Und wie leben Sie denn? Mein Herz sage
mirs, daß Sie glücklicher leben als tausend an-



dre Menschen. Ich bitte Gott darum, bitte, daß er mich diesen Tag, so schwer er auch seyn mag, geduldig und voll Hoffnung wolle zubringen, und nicht so kleinmüthig seyn lassen. Wer einen Gott zum Erlöser und Helfer hat, sozte Cramer einstens zu mir, der soll nicht traurig seyn, wenigstens es nicht bleiben. Ich grüße Ihre liebe, fromme, vortreffliche Frau, das Glück Ihres Lebens, und bin zc.

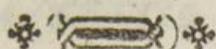
G.

 CXCI.

An Ebendenselben.

Störmenthal, den 13. April
1760.

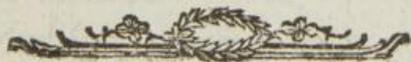
Sie wollen mich auf den Freytag abholen? Das ist viel Freude für mich, wenn mir anders die Freude nicht unmdglich geworden ist. — — — Ich für meine Person kann alle Stunden fort; denn das Land hat so wenig Reiz für mich, als die Stadt, und ich weiß nicht, welcher traurige Geist sich meiner bemächtigt hat, daß gar keine Freude in mein Herz kömmt. Mein Kopf, mein armer Kopf, ach der ist gespannt, gebunden, und alle Gedanken liegen in Fesseln, nur die beschwerlichen nicht. Lieber Gott, wie nichts,



nichts, wie gar nichts ist der Mensch! Aber vielleicht soll ich dieß besser lernen, weil ichs noch nicht genug weiß oder wissen will. — Die Frau von S = erwartet mich, und heimlich bedaure ich sie, daß sie mich erwartet. Gleichwohl ist es Pflicht, daß ich eine Dame besuche, die so viel Vertrauen und Freundschaft für mich hat, daß sie sich von meinem Besuche viel Vortheil verspricht. Vermuthlich werde ich also künftige Woche nach Bonau gehen, an einen Ort, wo ich durch zwei Krankheiten unendlich an meinem Charakter gelitten habe. Aber so viel habe ich doch nicht gelitten, daß ich nothwendig klagen und ungeduldig seufzen muß. Nein, wenn auch das Elend unsre Schuld nicht wäre: so ist doch der Mangel der Gelassenheit und Geduld im Elende gewiß stets unsre Schuld. Wen beschäme ich also, wenn ich klage, als mein eigen Herz? Und also hätte ich weiser gehandelt, wenn ich von mir selbst geschwiegen hätte. Aber ich dachte, weil ich mit Ihnen redete, so dürfte ich einmal klagen, das heißt, fehlen.

Ich bin der Ihrige

Ⓕ.



An Ebendenselben.

Störmenthal, am 4. Sept.
1760.

Weil sich meine Zurückkunft verzicht, so seyn
 Sie so gütig und übergeben Sie unterdes-
 sen an G = = = die halbjährige Pension, die ich
 ausgezahlt bekommen soll. Ich schäme mich,
 daß ich so viel Glück vor tausend Andern habe,
 die es mehr verdienen und vielleicht weit nöthiger
 brauchen. Bedenken Sie nur, mein lieber = =,
 ich habe in diesem traurigen halben Jahre kein
 Collegium endigen und also nichts verdienen kön-
 nen; gleichwohl habe ich mehr eingenommen, als
 wenn ich sechs Collegia gelesen und noch so viel
 gearbeitet hätte. Eben diese Anmerkung muß ich
 auch von dem Jahre machen, da ich in Bonau
 krank lag. Eine Dame aus Piesland schickte mir
 zweyhundert Thaler mit einer Art, als ob ich sie
 ihr abverdient hätte. Kurz, je unvermögender
 meine Seele zur Arbeit und zum Bücherschreiben
 geworden, desto reichlicher sind auch meine Ein-
 künfte geworden. Habe ich nicht noch im vor-
 gen Jahre eine Pension erhalten, ohne zu wissen,
 wer mir sie giebt? Diese Spuren der göttlichen
 Fürsorge, die mein Herz erfreuen und stärken soll-
 ten, erwecken so wenig Zufriedenheit und Dank-
 barkeit in mir, daß ich verdiente, alles dieses
 Glück

Glick zu verlieren. Gott vergebe mir meine Unempfindlichkeit! Ich weiß nicht, wie sie nebst tausend andern Nebeln in mich gekommen ist. Vermuthlich habe ich mich nicht gekannt, und soll mich auf diese bittere Weise besser kennen lernen; und wenn dieß geschieht, welche Wohlthat wird das Elend für mich in den künftigen Tagen werden! — — —

Warum ich nicht nach Leipzig komme? Das weiß ich selbst nicht. Das Vergnügen des Landlebens ist gewiß nicht die Ursache, und auch nicht die Liebe zur Bequemlichkeit. Vielleicht fürchte ich in Leipzig noch schwerere Tage, als ich hier trage; vielleicht ist es Unentschlossenheit und Krankheit. — — —

Ich bin zeitlebens der Ihrige

G.

CXCIII.

An Ebendenselben.

Störmenthal, im September
1760.

Der Brief, durch den Sie sich um meine Ruhe verdient gemacht haben, ist nicht bloß ein Beweis Ihrer Freundschaft gegen mich, die groß

groß ist, sondern Ihres Herzens voll christlicher Liebe und voll Eifer für die Ehre Gottes. Der Mann, dachte ich im Lesen, klaget über seinen Gemüthszustand, und du siehst in seinem ganzen Briefe nichts, als Demuth gegen Gott, nichts als Verlangen nach seiner Gnade, nichts als Verlangen nach wahrer Selbsterkenntniß, nichts als Unterwerfung und Ergebung in alle göttliche Schickungen, nichts als Begierde, dich zu beruhigen und in Gott gelassen zu machen; o wie sehr hat er das, was er nicht zu haben meynt; denn wo diese Neigungen sind, da ist gewiß der Geist Gottes, wenn wir auch die Freudigkeit des Glaubens nicht empfinden. Danken Sie Gott, wenn Sie dieses lesen, für das, was Sie durch seine Gnade haben, und seyn Sie versichert, daß er Ihnen noch mehr geben wird; er, der überschwenglich thut über alles, was wir bitten oder verstehen. Ich will Ihre Erinnerungen nützen, so sehr ich kann. Ich glaube, daß sie wahr sind, weil es mir einige Mühe kostet, sie ganz für wahr zu halten, und weil sie aus dem Herzen des aufrichtigsten und eifrigsten Freundes kommen, der nichts sucht, als mein wahres Glück. Gott besohne Sie für diesen Dienst. — Er thue was ihm wohlgefällt. Er ist der Herr, und ich bin sein Geschöpf. Was ich leide, ist unendlich wenig gegen das, was der Sünder ohne seine Gnade in Ewigkeit verdienet hat. Er stärke meinen Glauben an den Erlöser der Welt, und lasse mich

mich nicht bloß die Befreyung von meinem Uebel wünschen und bitten, sondern Geduld und Demüthigung unter seine Hand; daß ich mit ganzem Herzen, wie David, sagen könne: Ich harre des Herrn, meine Seele harret und ich hoffe auf sein Wort. — Er begehret mein, so will ich ihm ausshelfen; er rufet mich an, so will ich ihn erhören. Aus Gnaden macht er uns selig, nach seiner Barmherzigkeit, nicht um unsrer Werke willen; Gottes Gabe ist es, auf daß sich nicht jemand rühme. — Liebster Freund, ich wiederhole meine Dankfagungen, und hoffe, Sie werden uns heute oder doch bald besuchen. Bethen Sie ferner für mich, daß ich stark werde aus der Schwachheit und mir an Gottes Gnade gnügen lasse. Er ist treu und läßt uns nie versucht werden über unser Vermögen. — — — — — Gott sey mit Ihnen!

G.

CXCIV.

Mein liebster Gellert,

Eine Gewissensrüge an Sie? — Die war mir in der That sehr unerwartet. Und wem sollte sie es nicht seyn? Da eine sorgfältige Gewissenhaftigkeit, eine durchgängige Ehrerbietung
gegen

gegen Religion und Tugend, ein so unstreitiger, so vorzüglicher Ruhm Ihrer Schriften ist? Armer Freund, wie dauern Sie mich! da Sie ohnedieß hypochondrisch genug sind, muß sich von allen Seiten her alles vereinigen, Sie noch hypochondrischer zu machen. Ein Ungenannter, der ausserdem Ihren Schriften das gebührende Lob ertheilt, will dennoch nicht wenig moralische Schwächen darinnen entdeckt haben, und fordert Sie in einem Briefe auf, „bey einer neuen Ausgabe denselben abzuhefeln, in „allen auch nur anstößig scheinenden Stellen die „strengsten moralischen Verbesserungen ja nicht zu „verabsäumen; und das zwar zur Ehre des Gewis- „sens und der Religion.“ Wie sehr Sie besonders izt, da Ihre sämtlichen Schriften gerade von Ihren Verlegern in eine Sammlung zusammen gedruckt werden, dadurch haben beunruhigt werden müssen; das habe ich mir leicht vorstellen können. Sie haben ja nur erst jüngsthin gegen mich geklaget, daß Sie sich schon seit geraumer Zeit wegen der Ihnen mangelnden Heiterkeit des Geistes ungeschickt fühlen, diejenigen Aenderungen zu unternehmen, die Sie, vornehmlich in Ihren Lustspielen und Briefen, zu machen gewünscht hätten.

Ich habe sein mir überschicktes Schreiben gelesen und wieder gelesen, und sorgfältig geprüft. Sie verlangen mein unpartheyisches Urtheil

theil davon zu wissen. Hier ist es. Aber Sie werden, so wenig Sie bey Ihren gegenwärtigen Gesundheitsumständen dazu aufgelegt sind, Geduld haben müssen, viel zu lesen; denn der Brief des Ungenannten ist lang; die Beantwortung seines Inhalts wird also auch nicht kurz ausfallen können.

Der Verfasser zeigt in seinem Briefe allerdings, wie er mehrmals von sich versichert, einen brennenden Eifer für Tugend und Religion. Aber ist es auch ein durch richtige Einsichten aufgeklärter Eifer? Darauf möchte er wohl keinen Anspruch machen können. Bey einem wahrhaft frommen Herzen verräth er doch überall viel Schwäche des Verstandes, und es wird schwer halten, bey der Widerlegung seiner Zweifel und Einwendungen in einem so ernsthaften Tone zu bleiben, als er bey seinen redlichen Gesinnungen wirklich verdient. Seine Grundsätze sind theils ganz falsch, theils nur zur Hälfte wahr. Oder wo auch gegen die Richtigkeit der Grundsätze nichts einzuwenden ist, da leitet er aus diesen richtigen Grundsätzen sehr unrichtige Folgerungen her. Doch es ist nicht genug, daß ich das sage; ich muß es auch beweisen. Lassen Sie uns denn zur Zergliederung seiner Sätze kommen.

Sein erster Satz betrifft die lachende und beissende Bestrafung der Laster. In Ansehung

G. Briefe.

P

der:

derselben „glaubt er durch moralische Gründe
 „überzeugt zu seyn, daß man das Laster niemals
 „possierlich, wohl aber thöricht und abgeschmackt
 „vorstellen könne, weil sich bey dem Possierlichen
 „leicht der Begriff des Angenehmen uns unver-
 „merkt mit einmischet, welches besonders bey der
 „Wollust zu besorgen ist.“ Der Satz ist schein-
 bar; aber zu einer so strengen Richtigkeit, als bey
 einer Regel der Prüfung nöthig ist, möchte er
 wohl eine genauere Bestimmung nöthig haben. Was
 versteht der Verfasser unter Laster? Was unter
 possierlich vorstellen? Und wie mischt sich bey
 dem Possierlichen unvermerkt der Begriff des
 Angenehmen ein?

Aus dem Laster soll ich niemals einen bloßen
 Spaß, niemals das, was man eine Scheckerey
 nennt, machen. Das würde der Leichtsinn sehr
 geschwind ergreifen. Es ist nicht zu leugnen, daß
 solches von manchen alten und neuen Dichtern ge-
 schehen sey; besonders in Absicht auf die Ausschwei-
 fungen der Wollust. Oder warum wollten wir ih-
 rer schonen? Lassen Sie sie uns bey Ihrem ei-
 gentlichen Namen Laster der Unzucht nennen.
 Schwerlich wird dergleichen Verfahren jemand, der die
 Ehre der schönen Künste aufrecht erhalten will, verthei-
 digen. Auch der Verfasser führet hier zur Erläuterung
 die Wollust an; aber er bestimmt nicht, ob er damit
 ihre

ihre wirklichen Ausschweifungen, oder nur ein verliebtes Temperament meyne. Wenn er die erstere dabey im Sinne gehabt haben sollte; wie käme er zu dieser Bemerkung bey Ihren Schriften?

Was ist denn also dem Verfasser Laster? Nimmt er das Wort im bürgerlichen Verstande für die gröbern Laster? Da hat er freylich Recht. Wer wird Unzucht, Ehebruch, Diebstahl, Spitzbüberey, Todtschlag, Meuchelmord, weiter nichts, als lächerlich machen wollen? Sie verdienen Abscheu. Ihre Namen empören. Sie müssen nie anders vorgestellt werden, als Abscheu zu erwecken; und, das zu thun, wird noch keine sehr warme Liebe zur Tugend erfordert. Nimmt aber der Verfasser das Laster im theologischen Verstande, der auch, genau genommen, der moralische ist; welche böse Neigung, wenn sie in der Seele herrscht, wenn sie Leidenschaft ist, wird da nicht darunter begriffen seyn? Und dann möchte der Verfasser sich wohl nicht auf dem rechten Wege befinden, und noch weniger, wenn er vielleicht gar die Anlage und den Hang dazu, ehe sich noch daraus das Laster ausgebildet, kurz alles, was dazu führen kann, mit darunter zusammenfassen sollte. Denn was heißt bey ihm possierlich vorstellen? Soll es überhaupt nur so viel sagen, als lächerlich machen; nicht eine besondere Art, etwas lächerlich

P 2

lich

lich zu machen, anzeigen; so ist gar viel dawider einzuwenden. Alle Thorheit machet, als Thorheit, lächerlich; und das Laster, als thöricht vorzustellen, das hält ja der Verfasser des Briefs selber für erlaubt. Ja es ist noch mehr als erlaubt; es ist der Tugend so gar zuträglich, wenn die Gebrechen der menschlichen Seele auf mehr, als eine Art, angegriffen werden. In vielen Fällen ist es sehr heilsam, wenn man auf die Thoren, auch vor der Welt, ein Lächerliches wirft; denn das fühlen sie noch am ersten, da nicht selten den ernstern Gründen aller Zugang ganz verbaut ist. Um auf das von dem Verfasser angeführte Beispiel der Wollust zurückzukehren; was sollte denn wohl hindern, solche Gecken, die gleich in jede weibliche Gestalt sich verlieben, durch Satyren dem Gelächter bloß zu stellen? Vielleicht daß wenigstens einer oder der andere das Unanständige davon empfindet, und sich schämen lernet. Eine wahre und sichtliche Besserung wird durch alle Werke des Witzes und Geschmacks nicht bewirkt werden. Das gebe ich gern zu. Aber philosophische Abhandlungen werden das eben so wenig ausrichten, und denen wird es doch Niemand zum Vorwurfe machen, daß sie nicht die Kraft der geoffenbarten Religion haben. Denn deren Werk allein ist's, den Menschen moralisch zu bessern. Es sey denn bloß eine bürgerliche Besserung, welche eine lachende und beißende Satyre hervorbringt.

Auch

Auch dadurch ist nicht wenig gewonnen. Da sie manche Hindernisse aus dem Wege räumt; so wird durch sie der moralischen vorgearbeitet. — Vielleicht führet die Satyre den Thoren auch nicht einmal bis dahin, sondern macht ihn bloß schüchtern, daß er mit seinen Thorheiten mehr zurück hält. Und so wird der Nutzen davon der seyn, daß sie weniger ansteckend sind. — Doch ich will offenherzig gestehen, daß man nicht einmal das sich allezeit versprechen dürfe. Selten haben Thoren so viel Anlage zur Selbsterkenntniß, daß sie in dem vorgehaltenen Spiegel ihr eignes Bild erblicken. Weit öfter werden sie dabey auf ihren Nachbar weisen. Wer kann indessen dafür, daß sie gemeiniglich unheilbar sind? Und auf sie und ihre Besserung haben auch Komödien und Satyren, es sey in Lehrgedichten oder in Erzählungen, nicht ihr eigentliches Absehen. Sie sind vielmehr eine Art des Prangers. Der Pranger wird den, der bis dahin verfallen ist, daß er daran gestellt werden müssen, schwerlich bekehren. Aber er warnet und schrecket doch den, der etwan einst in die Versuchung kommen könnte, sich des Prangers würdig zu machen; und ist das nicht Wohlthat für die Welt? Meine Feder läuft, wie ich sehe, schnell fort, weil sie in ein Feld geräth, dem so oft eine schiefe Aussicht in dasselbe ein ganz falsches Ansehen giebt. Ich muß einlenken; denn es könnte seyn, daß hier meine Antworten den

Verfasser des Briefs nur seitwärts träfen. Erlauben Sie mir also nur, lieber Freund, über das Possierliche noch ein paar Worte hinzuzufügen.

Selbst das Possierliche; wenigstens eine gewisse Gattung desselben würde ich von der Bestrafung der nicht bürgerlichen, sondern blos moralischen Laster, wenn zumal der Lasterhafte durch sie nicht so wohl Andern, als sich selbst schadet, nicht ganz ausschliessen. Der Geiz ist unstreitig ein solches Laster; und Moliere's Geizhals ist gleichwohl voll von possierlichen Zügen. Wer wird es nicht z. E. possierlich finden, wenn der Geizhals, weil er zwey Lichte auf Einem Zimmer für unnütze Verschwendung hält, das eine davon sorgfältig auslöscht, dieß, so oft es verstopfen wieder angezündet worden, zu wiederholen nicht müde wird, und zuletzt sein Licht, um es zu retten, in die Hosentasche steckt? Eben so possierlich ist es, wenn der Geizhals in des Goldoni's wahren Freunde die eingekauften Eyer durch einen Ring mißt, ob sie nicht zu klein sind. Man wird sich des Lachens, und folglich auch einer angenehmen Empfindung nicht dabey enthalten können; denn Lachen ist eben so der natürliche Ausdruck von der Empfindung einer starken in die Augen springenden Ungereimtheit, wie es Seufzer und Thränen von einem heftigen Schmerze sind. Und sollten diese possierlichen Vorstellungen wirklich der Tugend schaden?

den? Wenn von Moliere's Lustspielen nicht zu leugnen ist, daß sie viel moralische Fehler an sich haben; so gehören doch dergleichen Züge gewiß nicht mit darunter.

Aber wenn etwas possierlich vorgestellt wird, mischt sich, uns unvermerkt, gar zu leicht der Begriff des Angenehmen ein. Das klingt gründlich und tief gedacht; und ist es doch nicht. Wie und wo mischt sich der Begriff des Angenehmen ein? In die Empfindung des Ungereimten, die in dem Zuschauer erweckt wird? Oder in die Vorstellung, die man sich aus so treffenden Zügen von der Kunst des Dichters macht? Oder endlich, in den Begriff des vorgestellten Lasters? Das Letzte wird wohl Niemand behaupten wollen. Das Laster des Geizes wird durch solche possierliche Vorstellungen gewiß nicht reizend; ja nicht einmal um das mindeste erträglicher. Kein Zuschauer, selbst kein Geizhals, oder der noch bloß eine Anlage zum Geize hat, wird dabey in die Versuchung gerathen, vergleichen nachzuthun. Sein erster Gedanke wird vielmehr der Vorsatz seyn, daß er sich wohl hüten will, sich selbst so lächerlich zu machen. Ist aber das erstere, daß sich in die Empfindung des Ungereimten, oder in die Vorstellung von der Kunst des Dichters eine angenehme Empfindung einmischt: wer kann daraus schlimme Folgen befürchten? Wer wird hier etwas Unmoralisches finden? Ich

würde also das Wort possierlich gegen das Wort drollicht vertauschen, und den Satz also ausdrücken: Drollicht dürfen wirkliche Laster niemals vorgestellt werden, sondern blos menschliche Schwachheiten, als wunderliche Launen der Denkungsart, Fehler eines guten Herzens, Arten des Uebelstandes. Grobe Laster müssen in der Vorstellung nie anders, als verabscheuungswürdig, erscheinen, und auch die andern Laster muß man nicht blos lächerlich machen wollen, sondern gleichfalls mit ernstern Waffen bestreiten.

Aber nun bleibt noch immer die Frage übrig: Wozu diese Bemerkung hier? Sie muß ja wohl ein Tadel, der auch Ihre Schriften treffe, seyn sollen; da sie in einem Briefe steht, der Sie zu moralischen Verbesserungen Ihrer Schriften auffordert. Der Verfasser desselben hat kein Beyspiel zum Beweise beygebracht, wie doch billig von ihm hätte geschehen sollen. Eine andre Stelle seines Briefs macht es mir mehr, als blos wahrscheinlich, daß er damit auf Lisetten, in dem ersten Bande Ihrer Sabeln und Erzählungen, *) ziele. Diese Erzählung hat, ich gestehe es Ihnen, meine vorzügliche Liebe nicht, und, wenn Sie sie seiner ängstlichen Gewis-

sen:

*) Gellerts sämtliche Schriften I. Th. 106. 107. S.

senhaftigkeit aufopfern wollen, habe ich nichts da-
gegen. Aber ich kann doch das nicht darinnen
sehen, was er darinnen sieht. Ich habe sie wieder
zu verschiednenmalen mit Aufmerksamkeit durchge-
lesen. Ich finde in dem Manne, welcher in das
wohlgebildete Lorch, die zur Wärterin seiner an
den Blattern franken Frau erlesen worden, sich
verliebt, und da die Frau an den Blattern blind
liegt, durch die Gelegenheit sich verführen läßt,
seiner Leidenschaft nachzuhängen und sie frey aus-
brechen zu lassen, nichts als eine getreue Schilde-
rung nach der Natur. Die geschilderte Sache ist
nicht selten, denn wie manche ungetreue Ehegatten
gibt es nicht, die gleichwohl Treue heucheln! Es
kann auch nicht verwerflich, oder ohne Nutzen seyn,
dergleichen Schilderungen zu machen. Menschliche
Leidenschaften in besondern ihnen günstigen Lagen,
oder in ihnen schnell aufstosenden Verlegenheiten
schildern, und es durch das Individuelle des Ge-
mäldes gleichsam vor die Augen bringen, wie sie
darinnen handeln, wie sie jene günstige Lagen oh-
ne Anstand nutzen, und oft aus diesen Verlegen-
heiten, wenn sie auch Lügen zu Hülfe neh-
men, und offenbar der Tugend spotten sollten,
sich glücklich herauszuwickeln; das erweitert die
Kenntniß der Welt und des menschlichen Her-
zens, und vertritt gewissermassen die Stelle der
Erfahrung, die man sich sonst nicht selten mit
eignem Schaden erkaufen muß. Dieß ist, im

Vorbeygehen zu erinnern, einer von den großen Vortheilen, welche die von der Seite der Moralität so oft mit Unrecht bestrittene Komödie schafft. Ich will izt des moralischen Nutzens dieser Erzählung nicht erwähnen, daß sie zeigt, wie gefährlich dem verderbten Herzen die Gelegenheit zum Laster werde; wie leicht ein familiärer Umgang zwischen jungen Personen beyderley Geschlechts weiter führen könne, als sie zuvor wohl selbst gedacht; und wie thöricht der handle, wie vielen Versuchungen er sich auf die Zukunft aussetze, der bey der Ehe, diesem so ernstlichen Schritte, in seiner Wahl bloß auf Schönheit, einen vom Zufalle so leicht entrißnen Vorzug, sieht. Das alles sind Beobachtungen, auf welche die Erzählung natürlicher Weise leitet. Ich will mich bloß an die Hauptsache der Erzählung halten. Eine Schilderung des Lasters ist ja, das wird jeder zugeben müssen, keine Empfehlung des Lasters. Es kommt bey einer solchen Schilderung, in Ansehung ihrer Moralität, alles auf ihre Beschaffenheit an; alles darauf, ob sie nicht etwan durch Schlüpfrigkeit schädlich wird, oder ob sie nichts durch die Wendung, die ihr gegeben ist, und durch die eingestreuten Züge auf die Seite des Lasters neigt, und für dasselbe einnimmt. Keine von beyden Beschuldigungen wird Ihnen, wer nur einigermaßen billig denkt, und wenn er ein noch so strenger Moralist wäre, bey dieser Erzählung machen wollen. Wie hier ei-

ner strafbaren Liebe kein reizender Schleyer umgeworfen wird; so erklärt sich auch der Dichter nicht für den ungetreuen Mann und sein Lorch; weder auf offenbare, noch auf verdeckte Weise. Er erzählet bloß, ohne Parthey zu nehmen, ohne durch etwas den Leser auf jener Seite zu neigen. Hier ist keine Bewunderung von Lorchens schnellem Witz, durch den es ihr gelingt, die Entdeckung ihrer strafbaren Liebe zu verhüten; kein Triumph, kein Händeklatschen der Liebesgötter darüber. Ich will nicht in Abrede seyn, daß es nicht vielleicht manchen Leser kitzeln könne, die arme blinde Frau durch Lorch also betrogen zu sehen. Aber wird das nicht von der Fassung abhängen, mit der er liest? Wenn also ein moralischer Schade aus dem Lesen dieser Erzählung entspringt; so ist er von der Art derjenigen Aergernisse, die nicht wohl verhütet werden können; nicht die Schuld des Schriftstellers, sondern des Lesers, denn das Lesen derselben schadet ihm, nicht weil er ungeübt ist, sondern weil er ein verderbtes Herz hat, und für dasselbe überall Nahrung suchet. Bey reinern Gesinnungen wird es einem andern Leser eben so natürlich seyn, mit der Frau, der unter so traurigen Umständen eine so unedle Beleidigung widerfähret, Mitleiden zu fassen, und am Schlusse der Erzählung bey Ihren Worten:

Ach

Ach lieber Mann, wie redlich meynts dein Herz!
 O gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Le-
 ben;

zu denken: Der unwürdige Mann! Wie we-
 nig verdient er diesen Trost! Ach wenn die
 arme Frau wüßte, daß er vielleicht izt ge-
 rade das Gegentheil von dem wünschet,
 was nach ihrer Meynung ihn trösten soll!
 Welch Glück ist es zuweilen, sein Unglück
 nicht zu wissen! Diese Gedanken können in dem
 Leser desto natürlicher entstehen, da Sie ihn selbst
 durch den eingestreuten Zug darauf leiten:

Ach arme franke Frau! Es ist dein großes Glück,
 Daß du nicht sehen kannst.

Damit will ich nicht sagen, daß es nicht dieser
 Erzählung noch zuträglicher gewesen seyn wür-
 de, wenn ihr eine andere Wendung gegeben, und
 dadurch auch einem so gesuchten Mißbrauche vor-
 gebauet worden wäre. Ich bin versichert, Sie
 würden vorgebaut haben, wenn Sie bey ih-
 rer Verfertigung hätten vermuthen können, daß
 dieselbe jemals in einem so falschen Lichte be-
 trachtet werden würde. Ich weiß es, theuer-
 ster Freund, von alter Zeit, und selber der un-
 genannte Urheber des Briefs erkennets, daß die
 Rechte der Tugend Ihnen bey Ihren Arbeiten
 viel zu ehrwürdig gewesen, als daß Sie zu
 einer leichtsinnigen Behandlung derselben jemals,
 dem

dem Witze zu Ehren, auch nur einen entfernten Anlaß geben wollen. Sie können indessen noch ist einer allzugrübelnden Gewissenhaftigkeit ein überflüssiges Opfer thun, und das mit leichter Mühe. Ich setze freylich voraus, was sehr zweifelhaft ist, daß nicht etwan dieser Bogen in der neuen Sammlung schon abgedruckt worden; desgleichen, daß Sie nicht etwan Ihre ihige kränkliche Gesundheit zu noch so leichten Aenderungen unfähig macht; und nicht weniger das ernste Verbot Ihres Arztes, von welchem Sie mir leztlin schreiben, sich mit dieser neuen Ausgabe auf keine Weise selbst zu beschäftigen, keinen Nachlaß findet. Viele Voraussetzungen, die es mir selber nicht wahrscheinlich machen, daß Ihnen mein Rath werde nützen können. Indessen will ich Ihnen doch denselben mittheilen. Es kommt bey dieser Erzählung nur auf einen kleinen Eingang von etlichen Versen an, der dem Leser sogleich auf den richtigen Gesichtspunkt hilft, so daß das Lächerliche nothwendig auf den Mann fallen muß. Etwan ein satyrischer Ausfall auf die Männer in zweyerley Gestalten, die, von den Frauen gesehen, in Zärtlichkeit zerfließen, und, wenn sie von deren Auge nicht mehr beobachtet werden können, selbst in ihrer Abwesenheit es wagen würden, bis zur Untreue auszuschiessen. Sie sind, wie ich weiß, den Eingängen nicht sehr günstig. Hier sehen Sie, wozu sie zuweilen nützen können.

Ich

Ich eile zu einer andern Classe der moralischen Schwächen, welche der Verfasser des Briefs in Ihren Schriften entdeckt haben will, und zwar zu derjenigen, welche der ersten am nächsten verwandt ist. "Wenn, sagt er, bey ernsthaften und ehrwürdigen Dingen lächerliche Nebenbegriffe angebracht werden; so muß man sich Gewalt anthun, derselben wieder los zu werden, wenn man nun wirklich seine Gedanken auf diese ernsthafte Dinge richten will. Es ist gewiß gleichfalls Ihre Meynung, daß man mit ernsthaften Dingen niemals spotten dürfe. Die Blöße der Laster kann auch ohne diesen Spott Freunden des Witzes und der Tugend gezeigt werden."

„Mit ernsthaften Dingen muß man niemals spotten,“ oder wie es weiter hin heißt: „Die Bibelsprache muß uns allezeit ehrwürdig seyn. Ich glaube, man müsse sich bey scherzhaften Ausdrücken aufs sorgfältigste vor der geringsten Nebligkeit mit der Bibelsprache hüten.“ Schön! Ich und Sie sind beyde erklärte Feinde von Bibelscherzen, und in scherzhaften, ja überhaupt in weltlichen Schriften, können Sie so wenig als ich die mindeste Anspielung auf unsre dem gottesdienstlichen Gebrauche gewidmete Bibelübersetzung, oder irgend einen Scherz über Dinge, die nur einige Verbindung mit dem Gottesdienste haben, dulden. Aber hier vermischt Ihr Unbekannter wieder zweyerley Dinge. Ein
anders

anders ist es, ernsthafte Dinge lächerlich machen; und wieder ganz ein anders, die falschen Begriffe davon, eben diesen ernsthaften Dingen zum Dienste, in ihrer Blöße darstellen. Gleichwohl ist meistens das letztere hier der Fall. Denn was sind für Exempel, die er aus Ihren Schriften anführt?

Er wünscht, in dem zärtlichen Manne, den Ausdruck hinweg:

Er läßt für seine Frau in allen Kirchen bitten,
Und giebt noch mehr dafür, als sonst gebräuchlich
war; *)

und eben so in den Bauern und dem Amtmanne die Worte der Bauern:

Und Gottes Wort, wie sich gebühret,
Bald griechisch, bald ebräisch angeführet. **)

Gleichwohl wird weder in jener die Fürbitte für Kranke, noch in dieser Gottes Wort und der Grundtext lächerlich gemacht. Das erstere schildert bloß die Lage des Mannes, und das in der Welt unter solchen Umständen übliche Verfahren; und zeigt den Ernst seiner Angst, die doch so bald darauf verschwunden ist. Das letztere zu sagen, ist sehr heilsam und nöthig, um ein
Fläg-

*) Sellerts sämtliche Schriften I. Th. 66. S.

**) Ebendas. 207. S.

klägliches Vorurtheil, daß der Bibel und der Erbauung so nachtheilig ist, in seiner ganzen Blöße darzustellen.

Gegen den Brief, darinnen Sie von der schlechten Predigt und ihrer Wirkung reden*), wendet er ein: „in einer schlechten Predigt höre man wenigstens Sprüche, und denen sey die Wirkung, einen frommen Zuhörer in Schlaf zu bringen, unnatürlich.“ Sprüche werden ja wohl in einer schlechten Predigt angeführt; oft genug nicht sowohl angeführt, als unehrerbietig gemißhandelt. Freylich haben die nicht die natürliche Eigenschaft einzuschläfern. Aber wie dann, wenn ihnen die Predigt stets entgegen arbeitet, und die schlechte Predigt noch überdiß schlecht gehalten, in einem einförmigen einschläfernden Tone hergesagt wird? Man setze nun einen Zuhörer, der in der Absicht, sich zu erbauen, die Kirche betrat, aber durch den schlechten Vortrag ermüdet, und durch den Wohlstand gehindert wurde, von seinem Sitze aufzustehen, oder umherzugehen. Wer hat es zu verantworten, wenn der Zuhörer, ohnerachtet seiner Mühe, die er sich giebt, munter zu bleiben, dennoch einschläft? Der geistlose Prediger? Oder der von menschlicher Schwachheit überwältigte Zuhörer? Und wer kann von dem,
der

*) Gellerts sämtliche Schriften IV. Theil, 241 S.

der dergleichen erzählet, auch nur im mindesten argwohnen, daß er, wenn er von der schlechten Predigt sagt, sie habe an ihm ihre natürliche Wirkung gethan, damit den angeführten Schriftstellen die Wirkung beymessen wollen, als ob sie einschläferten? Wer ihn beschuldigen, daß er dadurch die Ehrerbietung gegen das göttliche Wort verletzet habe?

Was der Ungenannte über das Wort Bethschwester sagt, ist, ich kann es nicht bergen, sehr schwach. Er giebt zu, „daß diejenigen Jhren rühmlichen Charakter verkannt haben, welche behaupten, als hätten Sie dadurch das Gebeth überhaupt lächerlich machen wollen.“ Aber er giebt Ihnen zu bedenken, „ob nicht gleich durch das Wort Bethschwester der ehrwürdige Begriff des Gebeths, als der Rede mit Gott, verumehrt, geschwächt und gemißbraucht werde; denn das Wort Bethschwester sey doch ein mit dem Worte bethen zusammengesetztes Wort, und werde hier gleichwohl zur Entblösung der Heuley gemißbraucht.“ Was für ein schwacher Grund! Solchergestalt müßten auch die Wörter göttlich, vergöttern, Götter der Erde, Abgott für einen Mißbrauch des göttlichen Namens gelten; und ist nicht dergleichen von der Schrift selbst geschehen? Ja selbst unsern Heiland würde sein Tadel, wenn er gültig seyn sollte, treffen. Erinnern sie sich nur des Pharisäers, den er in seiner Erzählung vom Pharisäer

G. Briefe. 2 säer

fäer und Zöllner, bethend einführt. Mit wie lebendigen Farben schildert das Gebeth, das er ihm in den Mund legt, seinen ganzen Charakter! Wie stark giebt es uns das lächerliche seines Stolzes und seiner Werkheiligkeit zu fühlen! Würde nicht, wenn der Verfasser Recht hätte, durch eine solche Vorstellung das Gebeth selbst gleichfalls leiden müssen? Wenn bey dem Worte Bethschwester etwas zu verantworten ist; so mögens die verantworten, die es zuerst aufgebracht, und in Gang gesetzt haben. Nun ist das Wort einmal in der Sprache da, und hat seine bestimmte Bedeutung, ohne daß es den Nebebegriff einer Geringschätzung gegen das Gebeth mit sich führte. Ist es denn wohl eine Verunglimpfung der Apostel, wenn man eine Secte des dreyzehnden Jahrhunderts mit dem Namen, den sie sich selbst gegeben, den Apostelorden nennt? Oder haben denn wohl die Kirchenväter, und andre nach ihnen, wenn sie die Novatianer, wie von ihnen selbst geschah, Katharer oder die Keinen nannten, damit der Reinigkeit in Lehre und Leben spotten, oder zu erkennen geben wollen, daß die Kirche gar nicht Ursache habe, sich darum zu bestreben? Oder, um ein noch passendes Exempel aus unsern Zeiten zu geben; sollte man sich wirklich durch den Gebrauch der Namen Wiedertäufer oder Täufer einer Unehrebarkeit gegen das Sacrament der Taufe schuldig machen?

Eben

Eben so, wie mit dem Tadel des Worts Bethschwester, verhält sich gleichfalls mit dem Eifer des Verfassers darüber, „wenn der allerheiligste Namen Gottes, oder statt desselben das Wort Himmel lasterhaften Personen in den Mund gelegt wird?“ Trifft nicht hier wieder sein Tadel den Assaph und David? Denn wie viele Stellen, wo dergleichen von ihnen geschieht? Der Gottlose spricht in seinem Herzen: Gott hats vergessen. Er hat sein Antlitz verborgen. Er wirds nimmermehr sehen *). Sie sprechen: Was sollte Gott nach jenen fragen? Was sollte der Höchste ihrer achten? **). Die Gottlosen sagen: Der Herr siehts nicht, und der Gott Jakob achtets nicht ***). Andrer ähnlichen Schriftstellen ist zu geschweigen. Aber sollte, wer darüber zu urtheilen übernimmt, nicht billig den Unterschied davon empfinden können, wenn der Schriftsteller selbst den Namen Gottes mißbraucht, oder wenn er Personen, die gewiß nicht zur Nachahmung aufgestellt sind, einführet, wie sie eines solchen Mißbrauchs im gemeinen Leben sich häufig schuldig machen.

Der Verfasser, das bin ich überzeugt, würde nicht wenig erschrecken, wenn man ihn beschuldigen

2 2

digen

*) Ps. 10, 11.

***) Ps. 73, 11.

****) Ps. 94, 7.

digen wollte, in seinem Schreiben ernsthafte heilige Dinge gemißbraucht zu haben? Gleichwohl ließe sich ihm, wenn man auf gleiche Weise, als er, zu Werke gehen wollte, dergleichen Beschuldigung sehr leicht machen. Noch mehr! Es ist wirklich von ihm geschehen. Denn die feyerliche Beschwörung bey den Wunden des Heilands, da sie bey Dingen gebraucht wird, die meistens Kleinigkeiten betreffen; was ist sie denn wohl anders? Der Verfasser versichert, daß er sich dieser gnadenreichen Wunden nicht schäme. Ich auch nicht. Da sey Gott vor! Aber ich würde zittern, sie anders, als bey den feyerlichsten Gelegenheiten und in ernstesten Stunden der Andacht zu nennen; und noch mehr zittern, Andre, wo es nicht auf Leben und Seligkeit ankäme, dabey zu beschwören. Ich will mich wohl hüten, den Verfasser deswegen einer vorseßlichen Entheiligung der Religion anzuklagen; aber er sieht doch, sowohl, wie menschlich es ist, darinnen zu verstosen, als auch, daß man durch einen übertriebnen Eifer für die gute Sache wahrhaftig eben so viel Schaden anrichten könne, als durch schlaffe Nachlässigkeit.

Dem Verfasser scheint ferner „der Scherz
 „über das Verbrennen von Arndts wahrem Christenthume schädlich“ *). Und warum? „Deswegen,

*) Unser sel. Freund hat, um für eine ängstliche Gewissenhaftigkeit schwacher Leser, lieber zu viel, als zu

„wegen, weil es wirklich geschehen seyn soll, und
 „wenn es auch nicht glaubwürdig wäre, doch die-
 „jenigen Leser ärgerte, die es glauben.“ Wenn
 das für Gründe gelten sollen; so ist aller Aber-
 glaube gesichert; so ist, ihn angreifen, verwerf-
 lich und schädlich. Denn wo ist wohl ein Mär-
 chen des Aberglaubens, das nicht wirklich ge-
 schehen seyn soll? Und wann wird es nicht die
 Abergläubischen verdriessen, daß man ihre Vor-
 urtheile bestreitet. Aber ist denn ein solcher dar-
 über gefaßte Verdruß Aergerniß? Auf solche
 Weise würde man sogar durch jeden Angriff auf
 Irrthum und Laster sich in Gefahr setzen, Aerg-
 erniß zu geben. Ein solcher Verdruß ist viel-
 mehr blinder Eifer für seinen Wahn. Wahres
 Aergerniß hingegen haben diejenigen gegeben,
 welche dergleichen unbedeutende Nachrichten als
 wichtig, als eine Art von Wundern gesammelt
 haben; denn sie haben dadurch zum Aberglauben

2 3

ver-

zu wenig zu thun, bey der letzten Ausgabe seiner
 Werke, diese Stelle hinweggestrichen. Sie steht
 in den ältern Ausgaben gleich am Schlusse der er-
 sten Scene, und heißt: „Dieses letzte (Sebethbuch)
 „ist, wie sie erzählt, in drey Häusern mit abge-
 „brannt, und doch keinmal verbrannt. Die Scha-
 „len sind zwar etwas versehrt worden; allein dem
 „Drucke hat das Feuer mit aller seiner Macht nichts
 „anhaben können.“

Serdinand. Der Buchbinder u. s. w.

verleitet, oder darinnen bestärket. Auf der Glaubwürdigkeit der Nachrichten beruht hier gar nichts. Die werden Sie eben so wenig zu bestreiten begehren, als ich. Erbauungsbücher haben oft Clausuren, die sie dicht zusammen pressen. Ist's da Wunder, wenn die Flamme das erwähnte Buch, da es zumal etwas stark ist, nicht so leicht gefasset. Und wie viel andre zufällige Ursachen, darinnen das vorgegebene Wunder seinen Grund haben kann! Vielleicht kann manchem sehr profanen Buche eben dergleichen wiederfahren seyn, ohne daß man darauf geachtet hat. Bey solchen Nachrichten ist eigentlich nicht der Mangel an Glaubwürdigkeit Uberglaube. Der an und für sich ist noch weiter nichts, als Leichtgläubigkeit. Der Uberglaube steckt in der Absicht, aus der solche Nachrichten gesammelt werden, und in den daraus gezogenen Folgerungen. Sie sind ein Ueberrest von Mönchsgeschmack. Ist denn dieß in der That sehr schätzbare Buch etwan heiliger, als die Bibel, die doch vermuthlich in den Häusern, wo an Arndts wahrem Christenthume ein solches Wunder der Vorsehung sich ereignet haben soll, auch vorhanden war, und, allem Ansehen nach, mit verbrannt ist, weil man ja wohl ausserdem nicht vergessen haben würde, solches gleichfalls zu bemerken? Sie aber, liebster Freund, hätten bey Bestreitung dieses Uberglaubens nicht behutsamer verfahren können, da Sie für das Buch selbst so viel

viel

viel Achtung haben, es nicht zu nennen; und das Ungereimte davon auf eine solche Art fühlbar machen, daß Sie den Zuhörer von dem Inhalte desselben auf den Druck und Band ablenken, wenn Sie Ihrem Ferdinand in der Bethschwester in den Mund legen: „Der Buchbinder muß gewiß „nicht so fromm, als der Buchdrucker, gewesen „seyn, weil der Band nicht im Feuer ausgehal- „ten hat.“

Die beträchtlichste Kritik möchte hier wider die über Lisetten seyn, wiewohl nicht aus dem Grunde, den er angiebt; nicht darum, weil in diesem Gebethe des sich ängstlichstellenden Mannes wirklich eine ernsthafte Sache lächerlich vorgestellt ist, sondern weil die Zeilen, auf die er zielt:

Hier sitzt der gute Mann, — —

Und muß — — — —

— oft durch ein Gebeth um ihre Befruchtung flehn,
Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.

Ich hätt' ihn mögen befrucht sehn.

aus dem Zusammenhange herausgehoben, ein gewisses leichtsinniges Ansehen gewinnen. Im Zusammenhange haben Sie es nicht; wenigstens nicht in derselben Maasse. Einem aufmerksamen Leser wird es da nicht in die Gedanken kommen können, als ob Sie überhaupt über das Gebeth sich lustig machen, oder es auch für unmöglich hätten erklären wollen, daß ein Mann für seine

Frau, wenn sie nicht mehr schön ist, noch mit Andacht bethen könnte. Vielmehr helfen im Zusammenhange diese Worte den hier eingeführten Mann genauer charakterisiren. Sie sagen eigentlich weiter nichts, als: Was für ein seltsames Gebeth mag das gewesen seyn, das den Neigungen und Gesinnungen eines so sinnlichen Mannes, der an seiner Frau nichts mehr, als die Schönheit, geliebt, geradezu widerstritt. Indessen kann ich nicht bergen, daß ich eine Stelle, wo der rechte Gesichtspunkt doch wohl von manchem verfehlt werden könnte, geändert wünschte; und das (ich setze voraus, daß Sie es noch in Ihrer Gewalt haben, und dieß Stück in der neuen Auflage nicht schon abgedruckt ist) läßt sich sehr leicht thun. Nur die Zeile:

Und gleichwohl war sie nicht mehr schön;

weggestrichen; und an die Zeile:

Ich hätt' ihn mögen bethen sehn!

eine kleine Anmerkung angehangen, etwan folgenden Inhalts:

Doch wie viel bethen so, daß sie mit Widerwillen
Zum Schein bloß ihre Pflicht erfüllen!

O harter Zwang! Sein Mund sprach seinem Herzen
Hohn.

Denn seine Liebe war nun schon
Mit ihrer Schönheit ganz entflohn.

Die folgenden Zeilen, wider welche sich noch, wenn man äusserst strenge seyn wollte, noch am ersten etwas erinnern liesse, ob sie gleich bloß ein spotzendes Mitleid ausdrücken:

„Der arme Mann! Ich weiß ihm nicht zu rathen.

„Vielleicht besinnt er sich, und thut, was Andre
„thaten.

fielen damit zugleich hinweg. Ich brauche es Ihnen doch wohl nicht erst zu sagen, daß diese Verse bloß flüchtig hingeworfen sind? Ich mache aber auch keinen Anspruch darauf, daß Sie sie unter die Ihrigen aufnehmen sollen. Ich glaubte nur, dadurch meine Gedanken Ihnen am deutlichsten machen zu können.

Noch ein Punkt, von welchem dieser rechtschaffne und fromme Mann gar wunderliche Begriffe zu haben scheint, ist die gegenseitige Liebe beyder Geschlechter zu einander. Er gesteht Ihren Lustspielen den Ruhm zu, „daß sie unanstößig
„munter geschrieben sind;“ aber dennoch ist er der Meynung, „daß in manchen Stellen derselben noch wirklich die Zärtlichkeit der Liebe für
„unverheirathete Personen zu einnehmend und
„schlüpfrig beschrieben sey; besonders bey den
„zärtlichen Umarmungen.“ Grundsätze solcher Art haben gerade dieselbe Wirkung, als die Klöster. Indem sie die Keuschheit bis zu ihrer höchsten Vollkommenheit treiben wollen, überspannen sie dieselbe. Dadurch aber reizen sie in der That

zur Unkeuschheit, und machen, was an sich unschuldig war, nun wirklich gefährlich, weil eben der übermäßige Zwang die Einbildungskraft aufwiegelt, und damit zugleich das Herz in Lüsterheit setzt. Es ist um den Trieb, der durch die Keuschheit in Schranken gehalten werden soll, eine eigne Sache. Er gleicht einem raschen Rosse, das schwer zu regieren ist. Läßt man dem den Zügel schießen; so reißt es mit sich fort, wohin es nur will. Zieht man aber den Zügel allzustraff an, so bäumt es sich, und setzt seinen Regierer ab. Eben also verhält es sich mit der eingepflanzten Neigung der beyden Geschlechter zu einander. Ihre Einschränkung fordert Klugheit, daß man darinnen nicht zu wenig und nicht zu viel thue. Ich setze noch hinzu, daß es freylich gegen die Würde der Tugend streiten würde, sie zu einer neumodischen Stutzerinn, oder gar zu einer liebängelnden Coquette auszukleiden. Die ihr eigenthümliche Schönheit ist sich selbst genug, und jeder zu stolze oder zu gesuchte Puz würde dieselbe mehr schwächen als erheben. Aber auf der andern Seite wird es gleichfalls der Tugend allezeit zum Nachtheil gereichen, wenn man ihr ein, ihr eben so fremdes, altväterisches Gewand umwirft, dessen Schnitt sich nicht aus dem wesentlichen, sondern aus einem bloß willkürlichen längst abgeänderten Wohlstande, vielleicht aus falschen Vorurtheilen, herschrieb. Statt sie dadurch ehrwürdig zu machen, ist man viel-

vielmehr Schuld, daß sie mit Steinen geworfen wird.

Doch ich bin ißt müde, länger zu schreiben, und Sie sind ohne Zweifel eben so müde, länger zu lesen. Gleichwohl ist in dem Briefe des Ungenannten noch Ein Punkt, und zwar ein Hauptpunkt, zu beantworten. übrig. Am besten, ich breche ißt ab, und behalte denselben einem zweyten Briefe vor, der bald folgen soll. Möchte doch dieser Sie wieder recht gesund finden. Ich bin

= = =
der Ihrige

Am 28. December

1768.

* * * * *

CXCV.

Fortsetzung.

* * Am 30 December

1768.

Liebster Gellert,

Ich habe Ihnen versprochen, einen Einwurf in dem Briefe Ihres Ungenannten, der zuletzt übrig blieb, gleichfalls zu beantworten; und ich eile,

eile, mein Versprechen zu erfüllen. Ich vermuthete, daß ich auch dießmal, wenn ich der Sache Genüge thun will, mich nicht sehr kurz werde fassen können. Also lieber keinen Eingang; und gleich zur Sache!

Ausser den bereits beantworteten Einwürfen thut Ihr Ungenannter auch auf die Mythologie und den Gebrauch derselben in der Poesie einen ziemlich heftigen Angriff. „Wider die heidnische Götterlehre, so sagt er, habe ich diesen nicht unvernünftigen Zweifel, daß ihr Gebrauch von unserm gemeinschaftlichen Lehrer, Paulus, schlechterdings verboten ist; indem er behauptet, daß die Heiden, was sie den Göttern geopfert, den Dämonen geopfert hätten. Und was sind Merkur, die Musen, Apoll, Venus, Cupido anders, als Götter der Heiden, über welche Lieblingsgötter mancher christlichen Dichters Paulus dieß göttliche Urtheil ausgesprochen hat. Heidnische Götter müssen Christen viel zu abscheulich seyn, als daß sie mit denselben ihre Gedichte auch nur zum Scherze ausschmücken sollten; wie ich denn das nicht läugne, daß sie allezeit nur im Scherze gebraucht werden. Aus diesem Grunde tadle ich das Gebeth an den Amor und die Liebe, oder andre heidnische Götter, wenn es auch im Scherze gesagt wird. Man kann ja, ohne die Musen einzumischen, statt dessen Dichtkunst poetisch nach ihren verschiedenen Theilen, als die
 „ didaktis

„didaktische, die lyrische, die epische Dichtkunst
„benennen.“

Was für wunderliche Dinge schreibt doch hier der Mann! Wenn ich nicht seine Gewissenhaftigkeit ehrte, würde ich hier kurz abbrechen. Denn eine spöttische Widerlegung würde, bey seinen frommen Gesinnungen, eine Ungerechtigkeit seyn; und eine ernsthafte wird schwer halten. Gleichwohl verdient ers, zurechte gewiesen zu werden, wenn er sich Ihnen etwan näher kund geben sollte. Und da Ihnen bey den itzigen Umständen Ihrer Gesundheit nicht anzufinnen steht, daß Sie dieser Arbeit sich unterziehen sollen; so halte ich mich nach dem Vertrauen, welches Sie mir durch Mittheilung seines Briefes bewiesen haben, für verbunden, darinnen Ihre Stelle zu vertreten. Ich will mich denn also bemühen, in der Beantwortung seiner Einwürfe gegen die Mythologie so ernsthaft, als nur irgend möglich ist, zu bleiben.

Er geht viel weiter, als alle seine Vorgänger, die ich zum Theile für sehr rechtschaffene Männer erkenne. Es befindet sich ein ehrwürdiger Rollin *), dessen Verdienste in der Bildung so vieler junger Herzen noch stets fortwirken, auch der durch seine Beredsamkeit berühmte Bossuet darunter. Ich bin indessen jederzeit überzeugt
gewe-

*) Rollins Anweisung zu den freyen Künsten, II. Th.

gewesen, daß sie bey dieser Streitfrage mehr ihrem Herzen, als ihrem Verstande, Ehre gemacht haben. Vermuthlich hat der Eifer der Kirchenväter gegen den Götzendienst zuerst den ihrigen gegen allen Gebrauch der Mythologie entzündet. Die Kirchenväter hatten Recht, gegen den Götzendienst zu eifern, und Abscheu vor allem, was sich darauf bezog, zu erwecken. Das Bedürfniß ihrer Zeiten brachte es also mit sich. Lebten wir noch iht unter den abgöttischen Heiden; so würde die Frage, ob der Gebrauch der Mythologie uns erlaubt sey, gar nicht aufgeworfen werden können. Es wäre sonnenklar, daß in Zeiten des Bekenntnisses dergleichen sich nicht gebühre. Doch wenn allerdings iht gleichfalls Zeiten des Bekenntnisses sind; so sind sie es gewiß nicht von dieser Seite. Kein Gebrauch der Mythologie wird Heiden machen; und eben so wenig wird um desselben willen jemand für einen Heiden gehalten werden. Die Sittenlehre schreibt auch hierinnen Regeln der Klugheit vor; aber das thut sie gleichfalls bey allem, was in Schriften Statt finden soll und darf, wenn man ein gewissenhafter Schriftsteller seyn will. Ich werde nie den Dichtern das Wort reden, die sich in ihrer eignen Person so ganz in das Heidenthum hineindenken, daß es aussieht, als ob es sie dauere, daß es nun abgestellt sey. Aber aus welchem Grunde? Etwan, weil das für ein feyerliches Bekenntniß des Heidenthums angesehen werden möchte? Darum gewiß

wiß nicht; sondern weil es das Ansehen eines profanen Wesens giebt, eines Leichtsinns in der Religion, die Christen nicht geziemen.

Zu seinem Eifer gegen die Mythologie giebt der Ungenannte noch überdieß derselben eine viel zu weite Ausdehnung. Er führet unter den Namen, deren Gebrauch er für unerlaubt hält, den Apoll und die Musen auf; und sodann erklärt er sich auch wider Anrufungen an die Liebe. Apoll und Musen, wenn nicht besondere Umstände von ihnen aus der alten Fabellehre angeführet werden, (und seine Erläuterung, die er giebt, zeigt, daß er darauf hier nicht ziele, sondern auf den bloßen Gebrauch der Namen;) sie sind nicht Mythologie, sondern weiter nichts, als Namen, die ein mythologisches Ansehen haben. Die Liebe aber ist das auch nicht einmal, sondern bloß ein abstrakter Begriff, von der Poesie personificirt. Solche Ausdrücke, als: Verewigt seinen Ruhm, ihr Musen! Dein edles Herz ist mein Apoll; die können bey dieser Streitfrage gar nicht in Betrachtung kommen. Es sind Redensarten, die ihre bestimmte Bedeutung haben, und die Idee des Heidenthums gar nicht mehr erwecken. Apoll ist die poetische Begeisterung; und die Musen bezeichnen die schönen Künste, zuweilen auch alle Wissenschaften überhaupt. Er hält zwar den Gebrauch dieser Namen für entbehrlich, und thut in Ansehung der Dichtkunst einen Vorschlag, der aber ganz untauglich ist. Er möchte ihn wohl
kaum

kaum gethan haben, wenn er mit den Regeln der Poesie bekannter wäre. Nicht nur darum kann er nicht Statt finden, weil das Sylbenmaas solche weitschweifige Umschreibungen nicht vertragen würde, sondern auch, weil sich die Poesie zum Gesetz machen muß, concreten Vorstellungen vor den abstrakten den Vorzug zu geben, ja sie, so viel möglich, zu Individuen zu machen. Werde ich nicht gegen diese Regel verstossen, wenn ich für Apoll Begeisterung setze? Und was für einen Namen soll ich statt der Musen wählen? Etwan Künste? Oder vielmehr schöne Künste? Aber das erschöpft den Namen noch nicht, denn er zeigt mit Glück und Geschmack bearbeitete schöne Künste an. Und hier wieder welche prosaische Trockenheit! Welche der Poesie entgegenarbeitende Wortschweifigkeit! Noch schwächer urtheilt er, wenn er alle Anreden (warum nennt er sie Gebethe?) an die Liebe verwirft. Nach einer solchen Methode würden sich alle Prosopopdien der Abgötterey beschuldigen lassen.

Aber nicht nur Anreden an den Apoll, die Musen, die Liebe, sind unschuldig; sondern auch der Gebrauch einer eigentlicher Mythologie. Wäre es unrechtmäßig, die Namen der heidnischen Götter, denen ihr mythologischer Begriff mehr geblieben ist, zu nennen; so müßte es gleichfalls unrechtmäßig seyn, Heiden vorzustellen. Folglich weiter kein Stoff mehr zu Epopden, Trauerspielen, Erzählungen aus der alten Pro-
fan-

fanhistorie! Denn beides ist genau mit einander verbunden. Kein Leonidas! keine Medea! kein Atrous und Thyest! kein Semnon; denn die eingeführten Personen darf man doch nicht anders, als nach den ihnen eignen Sitten reden lassen. Und wie viel würde die Sittenlehre und Staatskunst eben so, wie die Poesie, dadurch verlieren!

Vorstellungen, die aus der Mythologie entlehnt sind, schaden der wahren Religion gewiß nicht; sie müßten denn in andern moralischen Absichten fehlerhaft seyn. Außerdem werden sie noch nebenher den Nutzen haben, daß sie uns auf eine recht sinnliche Art den Werth unsrer Religion fühlbar machen. Denn obgleich die schönen Künste allen Reiz, den sie geben können, mit vollen Händen an die Ausschmückung der Mythologie verschwendet haben; ernsthaft kann man doch an sie nicht denken, daß sie nicht empören sollte: und, als Religion betrachtet, bleibt sie allezeit eine Schmach und Demüthigung der Menschheit.

Ueberdies leisten sie in vielen Fällen der Moral trefflichen Nutzen; nämlich wenn ein moralischer Satz, zu dessen Erörterung die Gottheit nöthig ist, von einer solchen Seite in ein vortheilhaftes Licht gesetzt werden soll, wo es gegen die Ehrerbietigkeit streiten würde, den wahren Gott redend und handelnd einzuführen. Ich darf Sie nur an jene Fabel von Jupitern erinnern, wo er einem unzufriedenen Bauer die Macht giebt, auf seinem Felde das Wetter selbst zu machen. Ich

G. Briefe.

N

erins

erinnere mich, in meinen akademischen Jahren diese Fabel so gar von der Kanzel herab gehört zu haben; und das noch dazu aus dem Munde eines Doctors der Theologie. Das ist nun zwar wohl nicht zu billigen. Alles hat seinen Ort, und seine Zeit. Dergleichen streitet wider den Wohlstand der Kanzel. Wenn indessen die Mythologie so sehr wider die Religion stritte, als in dem Briefe des Ungenannten behauptet wird, so besaß derselbe Mann zu viel wahren Geschmack in der Beredsamkeit, und zu viel Klugheit, als daß es von ihm geschehen seyn würde.

Aber die heidnischen Götter sind doch eigentlich nichts als Teufel — Wenn das Grund hätte, so wäre frenlich unser Streit auf einmal zu Ende. Wirkliche Teufel müßten uns zu abscheulich seyn, als daß wir sie unter einer reizenden Maske zur Ergetzung einführen wollten. Wir dürften sie niemals anders, als in ihrer eigentlichen Gestalt, in ihrer ganzen teuflischen Häßlichkeit, so wie Klopstock und Milton ihre Teufel, auftreten lassen. Doch woher mag der Verfasser einen so sonderbaren Satz genommen haben? Und womit will er ihn beweisen? In der heiligen Schrift steht, davon bin ich zu fest überzeugt, dergleichen nirgends. Der Verfasser beruft sich zwar auf Paulum. Dieser soll die Götter der Heiden in jenen Worten offenbar für Teufel erklärt haben. Aber ich sage, daß die Heiden, was sie opfern, den Dämonen und
nicht

nicht Gott opfern *). Gleichwohl kann das der Sinn seiner Worte unmöglich seyn, weil sonst folgen würde, daß er in wenig Zeilen auf einander sich selbst widersprochen hätte. Denn gleich vorher spricht er: Was soll ich denn nun sagen? Soll ich sagen, daß der Göze etwas sey? Oder daß das Gözenopfer etwas sey **). Damit verweist er ganz unläugbar auf eine Erklärung, die er ein paar Capitel zuvor gethan hatte, zurück: So wissen wir nun von der Speise des Gözenopfers, daß ein Göze nichts in der Welt sey ***). Der Apostel hatte den neubekehrten Christen zu Korinth, die sich kein Bedenken machten, den Göttermahlen ihrer heidnischen Verwandten beizuwohnen, ihren Satz, womit sie ihr Betragen vertheidigten, als wahr, eingestanden. Er erklärt sich auch hier, daß er ihn keineswegs zurücknehmen wolle; und dennoch zeigt er ihnen, daß ihr Betragen so unschuldig nicht sey, als es ihnen dünkte; weil man bey dem Antheile an heidnischen Göttermahlen auf die Begriffe sehen müsse, welche sich die Heiden von ihren Göttern machten. Nun wäre, so stellt er ihnen hier vor, bekannt, daß die Heiden, nach ihren eignen Grundsätzen, ihre Opfer nicht dem höchsten Gotte brächten, sondern den

R 2

Dämo

*) 1 Kor. 10, 20.

**) Ebend. v. 19.

***) Ebendas. 8, 4.

Dämonen, oder den von ihnen angenommenen Mittelgöttern, den vermeyntlichen Internuntiiis und Mediatoribus zwischen der Gottheit und den Menschen; und dieß vorausgesetzt, machten ja doch Christen durch ihren Antheil an den Göttermahlen ihrer Abgötterey sich theilhaftig. Ich bin nicht etwan der einzige, der von dieser Stelle also denkt. Ich brauche hier aus den Auslegern nur Einen zu nennen, gegen dessen theologische Rechtschaffenheit und Gelehrsamkeit nichts einzuwenden seyn wird, und dessen Stimme bey einer Stelle, welche die alte Dämonenlehre betrifft, um so viel mehr gelten muß, je tiefere Einsichten er in die alte philosophische Geschichte besitzt. Hieran werden Sie sogleich den alten ehrwürdigen Senior Brucker *) erkennen.

Sind die Götter der Heiden Teufel gewesen, nicht bloß moralische Werkzeuge Satans, die Menschen in Aberglauben zu versenken, sondern physisch selber Teufel: was sind denn die Göttinnen? Gibt es denn Teufel männlichen und weiblichen Geschlechts? Oder woher sonst die Eintheilung in Götter und Göttinnen?

Aber da der Verfasser christlichen Dichtern aus dem Gebrauche der Mythologie eine Gewissenssache macht, und an sich daran wenig liegen kann, ob man sie gebraucht oder nicht; so möchte
viel-

*) Englische Bibelerklärung XV Th. 360, 361, 540—542
Anmerk.

vielleicht manchem der Gedanke aufsteigen, daß man ja darinnen zur Ehre der Religion einem schwachen Gewissen gar füglich nachgeben könne, billig solle, aus Pflicht müsse — Ich antworte: Nein! Auf keine Weise! Nicht um ein Haar breit: Und das selbst als eine Gewissenssache; eben darum, weil die Ehre und der Vortheil der christlichen Religion in unsern Zeiten es nicht gestattet. — Und wie das?

Einmal darum nicht, weil, den ersten Satz zugegeben, der nächste, der ganz natürlich daraus folget, und folgen muß, nun der ist: daß also Schriften, worinnen Teufel auf eine reizende Weise geschildert sind, so daß die Schilderung für sie einnimmt, auf keine Weise gelesen werden dürfen. Welcher Christ wollte sich Teufel zu einem Gegenstande seiner Ergetzung wählen! Ist finden wir an ihren Reden und Thaten, an der ihnen beigelegten Schönheit, Würde, Vortrefflichkeit, Wohlgefallen; nicht in sofern sie falsche Götter des Heidenthums sind; sondern in sofern sie, als idealische Wesen, als Geschöpfe der Poesie, betrachtet werden. Aber wären es nicht eingebildete, sondern wirkliche Wesen; wären es Teufel: so müßten Sie uns allerdings, mit dem Briefe zu reden, viel zu abscheulich seyn, als daß wir an reizenden einnehmenden Vorstellungen derselben Wohlgefallen finden wollten. Alles Bergmügen, was man aus dergleichen Schriften schöpft, alle Bemühungen, seinen Ge-

schmack daraus zu bilden, wären alsdann sündlich. Damit wären uns dann auf einmal alle griechische und lateinische Autoren aus den Händen gerissen. Dann wieder die Barbarey in ihrer völligen Herrschaft. Und aus der der blindeste Aberglauben in der Religion. Wer erkennet nicht für den arglistigsten und gefährlichsten Anschlag Julians gegen die christliche Religion, da er den Christen das Lesen der heidnischen Schriftsteller untersagte? Auch habe ich hier einen großen Mann auf meiner Seite, einen Mann, welcher der Religion sehr wichtige Dienste geleistet hat, und in dessen Schriften ich mich erinnere gelesen zu haben, daß man eben aus diesem Grunde heidnische Schriftsteller, ohnerachtet der anstößigen Stellen in ihren Schriften, jungen Leuten dennoch nicht aus den Händen nehmen solle. Wer dieser Mann ist? Kein anderer, als unser trefflicher Luther, der auch darinnen sein scharfsichtiges Auge gezeigt hat. Ich kann die Stelle jetzt nicht wieder auffinden; aber ich stehe dafür, und ich habe im Nachsuchen noch manche Stelle gefunden, die seine Hochachtung für die heidnischen Scribenten zeigt. Er will z. E. daß junge Leute den Terenz und verschiedene Komödien des Plautus lesen, ja die Komödien des ersten sogar auswendig lernen sollen *). Er empfiehlt

*) Im Unterricht der Visitat. Luthers Werke 7. Theil Altenb. Ausg. 21. S.

pfiehlt zur Weisheit im weltlichen Regiment das Lesen heidnischer Bücher *). Er glaubt, „Gott „habe darum solche heidnische Bücher“ (und er nennt unter denselben ausdrücklich den Homer und Virgil,) „gegeben und erhalten, daß in „ihnen die Heiden gewissermaßen, und in Ab- „sicht auf das weltliche Regiment ihre Pro- „pheten, Apostel, und Prediger haben sollen, „wie denn Paulus der Kretenser Poeten, Epime- „nides, ihren Propheten nenne **). Wie könn- „te man, so sagt er bald hernach, feiner einen „Fürsten oder König auf Erden malen, denn die „Heiden haben ihren Herkuleum gemallet? Was „sollte man mehr wünschen an einem weltlichen „Fürsten, wenn er Herkules Thaten gleich wä- „re ***).“ Endlich preißt er es für eine Wun- derthat Gottes, der Welt einen Homer und Virgil gegeben zu haben †).

N 4

ther

*) In Auslegung des 101. Ps. Luthers Werke 6 Th. 204. S.

**) Ebendas.

***) Ebendas.

†) Gleichwie Gott in seinem heiligen Volke nicht alle gleich Propheten oder gelehrt macht, noch gleich hoch begabt, so hat er auch unter den Heiden die edeln Steine nicht so gemein gemacht, wie die Rieslinge auf der Gassen, sondern ihnen auch selten einen feinen Helden gegeben, wie er noch immerfort also thut. Denn es ist noch keiner gekommen, Homers oder

ther also haben reden können, wenn er von der Mythologie gleiche Begriffe gehabt hätte, als Ihr Ungenannter? Was wären da die von ihm gepriesenen Schriftsteller, absonderlich Homer und Virgil, anders gewesen, als Herolde, der Teufel, in ihrem Solde? Und der Herkules den er doch als ein Muster der Fürsten rühmet, was sonst, als selbst ein Teufel?

Den andern Grund, die Befugniß zum Gebrauche der Mythologie nicht aufzugeben, nehme ich aus der Beschaffenheit und dem herrschenden Tone unsers Zeitalters her. Es kann nicht anders, als äußerst, gemißbilligt werden, wenn man, um dem Unglauben das Christenthum annehmlicher zu machen, wesentliche Lehren desselben ganz aufopfert, oder doch in eine andre ihnen nicht angemessne Form umschmilzt. Das heißt, in seinem eignen Gebiete sengen und brennen, um nur nicht besorgen zu dürfen, daß dergleichen durch feindliche Streifereyen geschehen möchte. Indessen hat man sich auch vorzusehen, und das besonders in so kritischen Zeiten, als

oder Alexandro gleich, keiner Virgilio oder Augusto gleich, und so fort an, bleibt auch unter den Heiden solche Wunderthat Gottes, daß nicht ihre Weisheit, sondern lauter Gottes Gabe ist, wo sie etwas sonderlich gewest oder gethan haben.
Ebendas.

als die unfrigen sind, daß man die Forderungen der Religion um keine Linie über das hinaus ausdehne, was sie wirklich enthalten; nicht durch Zumischung unnützer und unnöthiger Hypothesen selber verschulden helfe, daß mit ihnen die Religion zugleich leiden muß. Der Eifer, der uns dabey beseelet, sey noch so wohlgemeint: er kann uns über die Berspottungen, die wir ihr dadurch zuziehen, nicht rechtfertigen. Das Hohngelächter der Frengeisteren, welchem man sich dadurch Preis giebt, wird viele reizen, dem Geschmacke und Witze zu Ehren ungläubig zu werden; und besonders junge Gemüther. Denn wenn, wie ist, bey dem Flore der schönen Wissenschaften zugleich Frengeisteren herrschet; so haben diese ohne dieß von der Zuversicht zu ihrer eignen Weisheit, und von einer unmaßigen Geschmacksucht sehr viel zu fürchten, und lassen sich in einem Paroxysmus von Schöngeisteren um so viel leichter von der Religion abtrünnig machen, da sie noch nicht Reife genug haben, den ganzen Werth des Christenthums zu kennen und zu schätzen. Wenn man nun so offenbar falsche, und dabey den schönen Künsten so nachtheilige Vorschriften für Forderungen der Religion ausgiebt; hilft man da nicht Seelen, die noch unentschlossen auf dem Scheidewege stunden, oder noch mit zweifelhaftem Fusse die ersten Schritte zum Unglauben thaten verderben, und selbst der Frengeisteren in die Arme stosen? Und das sollte eine geringe Sa-

che seyn? Ich will izt nicht darauf bestehen, was bey so sonderbaren unstatthafter Grundsätzen aus den bildenden Künsten werden würde; die doch auch für keine Kleinigkeit zu achten sind.

Und auch dießmal wieder, was für ein langer Brief! Doch ich will mich wohl hüten, durch Entschuldigungen, deren Sie mich selbst gern entlassen werden, ihn noch mehr zu verlängern. Ich wünsche nichts mehr, als daß das neue Jahr, das uns bevorsteht, auch Ihre Gesundheit verneuen, Ihren bisher so stark alternden Körper ganz verjüngen, und dadurch Ihrem Geiste seine vorige Munterkeit und Heiterkeit wiederbringen möge. Ich bin unverändert

der Ihrige

=====

Anhang

Anhang

einiger Gellertischen Briefe an Herrn von Cronegk, die sich in der neuesten Sammlung seiner Briefe nicht befinden.

I.

Liebster Herr Baron!

Ich glaube nicht, daß mich unter meinen Freunden jemand zärtlicher liebet, als Sie: Und wie sehr ich Sie liebe, das fühle ich alle Tage, auch da, wenn ich zu meiner Ruhe nicht fühlen will. Oft kränke ich mich noch, daß ich nicht Abschied von Ihnen genommen habe. Ich war schon an Ihrer Hausthüre; es war Nacht, ich überlegte, ob ich hinauf gehn und menschliche Thränen weinen sollte; mein klopfendes Herz sagte ja; aber ich gieng fort, und mit nassen Augen sah ich in Ihre Fenster zurück, und wünschte Ihnen, was ein Bruder dem andern wünschen kann. Ich reiste nach Dresden, ich kam in wenigen Tagen wieder, und mein lieber Cronegk war nicht mehr in Leipzig. O wie werden wir uns freun, wann eine glückliche Stunde der Zukunft uns wieder zusammenbringt! Ganz gewiß sehen wir einander noch einmal wieder: mein ganzes Herz sagt mirs. Wir haben mehr zu reden, mehr als in Briefen man sagen

sagen kann. Empfindungen der Freundschaft, die noch kein Dichter geredt hat. Aber wann wird diese Stunde kommen? — Schicken Sie mir Ihren *Scipio*, Ihre Komödie, schicken Sie mir allen Ihren geschriebenen Witz, wie Sie mir versprochen haben; Sie können mir nicht zu viel schicken und nie genug mir den Verlust ihres Umgangs ersetzen. Ich habe meine Zuhörer im *Batteur* schon auf Ihre Arbeiten vertribstet, und sie warten begierig drauf, denn Sie müssen wissen, daß ich Sie oft lobe. Meine Herren, sagte ich unlängst, es kommt auf Sie an, dem guten Geschmack Ehre zu machen. Ich kenne einige unter Ihnen, die dazu geböhren sind, und Einer, der sonst zu uns gehörte, ein *Cronegk* wird der nicht der Poesie dereinst das Ansehen verschaffen, das ich ihr gern verschafft hätte? Dieses sprach ich mit einem Stolz aus, der alle meine Zuhörer erschütterte. Aber, mein lieber *Cronegk*, was reden Sie in Ihrem Briefe als von Ihrem Lehrer? Ich bin es freilich dem Namen und zuweilen dem Willen nach gewesen; aber Ihr Genie, Ihr Fleiß, Ihre guten Bücher das sind die Lehrer, denen Sie danken müssen, wenn Sie die Welt künftig mit Vergnügen und heimlicher Eifersucht lieset. Ich wünsche Ihnen zur Ehre eines Autors nichts, als etliche scharfsichtige und redliche Freunde an dem Orte Ihres Aufenthalts, die Sie mit ihren Erinnerungen und Kritiken mit ihrem Lobe und Tadel, mit Regeln und Vorschlägen bald zurückhalten, bald anfeuern mögen.

gen. Nur selten ist ein glücklich Genie ohne diese Hilfe recht groß und im Ganzen recht schön geworden.

 II.

Mein lieber Baron,

Ich bin sehr froh über ihre Zurückkunft; aber ich würde weit froher seyn, wenn Sie mich zwanzig Meilen näher wohnten. Würde das nicht hübsch seyn, wenn ich bey einer traurigen Arbeit zu mir sagen könnte: Sey nicht ungeduldig, morgen sollst du auch zu deinem lieben Baron Cronegk reisen: es sind nur acht Meilen; in vier Tagen bist du wieder da, und hast dich gesund, munter, und poetisch mit ihm geredet. Ja wohl wäre das schön! da brächte ich Ihnen Ihre Komödien mit, und ließ mir sie von Ihnen vorlesen, und machte Ihnen peinliche Anmerkungen; und wenn ich zurückreiset, nähme ich mir wieder neue Arbeiten von Ihnen mit, und auf diese Weise könnte ich Ihre Liebe und Sie könnten mein Herz genießen. Ach was würde Ihre gnädige Frau Mama dazu sagen? Würde Sie nicht glauben, wenn ich so oft käme, daß ich ein Abgeordneter einer sächsischen Schöne wäre? Das möchte sie immer sagen! Wenn man studirt hat und gereiset ist, so ist die erste Belohnung eine liebenswürdige Frau,
und

und die andre ein liebenswürdiger Sohn, dem Vater gleich. Und das ist mein Ernst, bester Baron, Sie müssen heirathen *). Ihr Herz soll ein zweytes Herz glücklich machen und von ihm glücklich gemacht werden, dazu sind sie geboren. Sie sollen lieben, und andre durch Ihr Beyspiel das wahre Glück der Liebe und Tugend lehren. Ein Vater, der seine Familie weise regiert und gütig versorgt, ist in meinen Augen ein großer Mann. Lassen Sie den Lenz Ihrer Jahre nicht einsam verstreichen, und glauben Sie, daß mein Leben zufriedener seyn würde, wenn ich diesen Fehler, diesen unverzeihlichen Fehler nicht begangen hätte. Das ist genug für einen Brief!

 III.

Mein lieber Hofrath!

Also bekommen Sie auf einmal einen Brief von Ihrem Graf M * * einen von Ihrem Gellert und von ebendenselben auch ein Bändchen hübsch gedruckter Gedichte! Das ist viel auf einmal. Werfen Sie alle Ihre Acten bey Seite (es wäre denn, daß Sie ein Todesurtheil, oder eine Sentenz den Wittwen und Waisen zum Besten zu sprechen hätten) werfen Sie, sage ich, alle Ihre Acten

*) Gellerts gewöhnlicher Rath an alle junge Leute. Seine Gesinnungen über die Ehe hat Cramer ganz übergangen.

Acten weg, und fallen Sie mit Ihrer ganzen Seele auf meine Gedichte und lesen Sie solche ganz in Ihr Herz hinein. Alsdann, sobald Sie das letzte Wort gelesen haben, nehmen Sie Ihre beste Feder und schreiben Sie alle gefühlte Empfindungen, alle Kritiken auf. Dieser Ihr künftiger Brief soll meine Belohnung, meine Besserung, ein Befehl mehr zu schreiben, ein Befehl aufzuhören; kurz, er soll mir alles seyn, was er seyn kann. Sie loben mich? — O wie stolz hebt sich mein hypochondrisches Herz empor! Sie loben mich nicht! O wie demüthig gehe ich in meine Kammer und hasse mich einsam! Mußte ich noch einmal schreiben? Konnte ich nicht aufhören, da ich fühlte, daß mir die Poesie Armut und Kummer ward? Cronegken nicht gerührt zu haben! — So werde ich feindselig zu mir sagen, wenn Ihr Brief ohne Ihren Beyfall kommt. Den Christen habe ich in der letzten Neujahrsmesse mitten in meinen hypochondrischen Beschwerden gemacht, und flehentlich gebethet, daß ich ihn aus redlichem und frommem Herzen machen möchte. Der Stolz ist ein paar Jahr älter. Wenn Sie Ihr Exemplar gelesen haben, so schicken Sie es doch dem Herrn von G * * Ich habe jetzt keines mehr bey der Hand, und ich will auch das Porto nicht so unverschämt häufen.

IV.

Liebster Herr Baron!

Wenn ich recht kleinnüthig, recht unzufrieden mit mir selbst bin, und gar nichts gutes an mir finden kann: so stelle ich mir vor, daß gleichwohl die rechtschaffensten, die geistreichsten Männer meine Freunde sind; daß mich die Bärtner, die Cramer, die Schlegel, die Croncke lieben, und ich finde in diesen Namen nicht allein eine sanfte Beruhigung, sondern ich werde auch oft eben so stolz; als kleinnüthig ich vorher gewesen war. Ja doch, spreche ich zu mir selbst. mache dir keine Sorge, du mußt gewiß mehr Geschmack und Verstand haben, als du denkst; du mußt gewiß ein gutes Herz besitzen; würden dich diese Leute sonst wohl lieben können? Alle zusammen können sich wohl unmöglich betrügen! Und wenn sie sich auch irrten, so gehört es zu deinem Glücke, daß du diesen Irrthum nicht einsehen sollst. So dacht ich ungefehr lauch, mein lieber Baron als ich Ihren letzten freundschaftsvollen Brief in einer sehr mißvergnügten Stunde erhielt, und ich fühlte, daß sich mein Unmuth verminderte. Wie sehr würde ich Ihnen für diesen Dienst danken, wenn es nicht liesse, als ob ich mir dadurch die Versicherung Ihrer Liebe, Ihrer ausnehmenden Liebe, in alle Ihren Briefen auf immer verpfänden und Ihren Beyfall an mich fesseln wollte. Auf das Vergnügen Ihres Briefes folgte bald ein anders. Ich fand etliche
Tage

Tage darauf in der Sammlung vermischter Schriften Ihre Ode an mich eingerückt. Ich las sie, als ob ich sie noch nicht gelesen hätte. Alles war mir neu, alles schön, und ich wünschte mir Glück, mich auf eine solche Art öffentlich gelobt zu sehn. Meine Eitelkeit gieng noch weiter. Ich las in der nächsten Stunde, weil ich gleich von den Schönheiten der Ode handelte, Ihre Ode vor. Ich bath um Vergebung, daß ich Herz genug hätte, meine eignen Lobsprüche herzulesen, und versicherte sie, (o wie schlug mir das Herz!) daß es nicht das Lob, sondern das geistreiche Lob wäre, was mir Ihr Gedicht schätzbar machte. Ich las und hatte Ihren Namen noch nicht genannt. Nun war ich fertig, und sah um mich herum und sah mehr als hundert heitere Gesichter. Wer der Verfasser ist, fieng ich an, wer der Poet ist, wollen sie wissen, meine Herrn? Ich antwortete Ihnen aus dem Quintilian in der Dunkelheit, mit der er von einem der Scribenten spricht: *Vir seculorum memoria dignus, qui olim nominabitur, nunc intelligitur.* Doch, nein, fuhr ich fort, ich kann ihnen seinen Namen nicht verschweigen, es ist der Herr Baron von Cronegk, der mir im vorigen halben Jahre noch die Ehre erwiesen hat, mein Zuhörer zu seyn, aber nicht meinen Regeln, seinem Genie ist er seine Poesie schuldig. *Si præcepta darent eloquentiam, quis esset non eloquens.* Ja, Herr Baron, ich wiederhole es Ihnen, Ihre Ode hat mir ausserordentlich gefallen, und ich danke Ihnen dafür, als ob ich noch nicht

G. Briefe.

S

gedankt

gedankt hätte. Wo bleibt Ihr Vaterland? Und wo bleiben Ihre übrigen Werke? Soll ich warten, bis Sie Sitz und Stimme im Hofrath nehmen? — Ich weiß Ihnen nichts mehr zu sagen, als was ich Ihnen noch oft sagen werde, daß ich mich nach Ihnen sehne, und recht von Herzen Ihr Freund bin und es Zeitlebens seyn werde.

V.

Sind Sie böse, daß ich so lange nicht an Sie geschrieben habe? Nein, das sind Sie nicht. Und gleichwohl warum haben Sie mich nicht beschämt, warum haben Sie mir mein Stillschweigen nicht vorgeworfen? Warum haben Sie seit einem halben Jahre nicht an mich geschrieben? Sie, dem das Schreiben ein Vergnügen, und dessen Briefe mir Wollust sind? Sind Sie krank? Nein, das fürchte ich nicht. Sind Sie mit Geschäften und Arbeiten beschwert? das glaub ich, und dennoch kann ich keine Arbeit denken, die Sie so sehr ermüden sollte, daß Sie nicht an Ihren Gelert dächten. Ist es der Autor, der mich um Ihre Briefe bringt? das will ich noch am ersten ertragen. Vielleicht schicken Sie mir statt eines Briefs eine Racinische Tragödie, und diese können Sie gewiß schreiben, gewiß, ganz gewiß, sobald Sie nur einen guten Plan haben. Ihr Leichtgläubiger über-

trifft

trifft alle Ihre vorige Comödien. Der Charakter als ein Gemälde ist vortrefflich, nur weiß ich nicht, ob er gnug komische Züge hat. Er ist schön, aber nicht stets lachend schön. Vielleicht drücke ich mich dunkel aus; vielleicht habe ich Unrecht. Der rührende Theil Ihres Stücks hat große Wirkung auf mich gethan; und die Sprache dieses Theils geht bey nahe in das Erhabne. Sie verstehen mich. Wie ist die Action des Nachspiels, von dessen baldiger Aufführung Sie in dem letzten Briefe gedacht haben, abgelauffen? Wo ist denn der Baron Gleichen? ich bin ihm eine Antwort schuldig. Mel den Sie ihm, daß ich noch keine Briefe von dem Herrn v. Riveri erhalten habe. Aber seine Fabeln sind da. Ich will kein Richter seyn, weil ich das Original bin. Genug, der Mann hat mir viel Ehre erwiesen, und verdient den ersinnlichsten Dank von mir. Seine Nachrichten, die er in der Vorrede giebt, sind sehr mangelhaft. Warum hat er nicht an Sie oder mich sich gewendet, und einen Aufsatz verlangt? Wie gefällt Ihnen die treffliche Aesthetik? Nicht wahr, mein lieber Cronegk, diese Begegnung habe ich nicht verdient? Sie hat mich sehr gekränkt, und ich lerne an ihr meinen Beleidigern zu vergeben. So werde ich mich wohl am besten rächen. Warum schicken Sie mir nichts von Ihrem Wochenblatte? thun Sie es doch mir zur Freude. Von Cramern werden izt Predigten, schöne Predigten und auch die ersten fünfzig Psalmen gedruckt. O wie klein

werde ich mir, wenn ich mich gegen diesen Mann stelle! Sein Genie gleicht dem Meere, dem er ist so nah ist. Des Tessin Briefe haben mir vorzüglich gefallen. Zacharia hat in reimlosen Versen die vier Tageszeiten besungen; ich hoffe, mit dem Glück seines Vorgängers? Ob ich gesund bin? Ja, diese Woche über habe ich dieß Glück und das Glück der Heiterkeit mehr geschmeckt, als seit zwey Jahren, und ich habe angefangen, eine gewaltige Menge von Briefen, die ich in diesem Jahre unbeantwortet gelassen, zu beantworten, und bin bald damit fertig. Unser Graf Moriz, der Sie sehr liebt und verehrt, lebt wohl, und der Hof hat ihm noch keinen Eintrag gethan. Er behauptet seinen trefflichen Charakter der Vernunft und der Tugend für Ehre. Und nun mein liebster Tronegk, leben Sie wohl, umarmen Sie mich in Gedanken, und nehmen Sie den aufrichtigen Glückwunsch zu dem künftigen neuen Jahre zu allen Ihren rühmlichen Abichten und Unternehmungen, zum ganzen Plan Ihres künftigen Schicksals von mir an.



Kurzes
Verzeichniß

der Briefe, welche in dem 5. und 6. Theil
enthalten sind.

Gellert an Herrn B** nr. 12. 97. 103. 109.

—— an Herrn Baron* nr. 58.

—— an Herrn von Bose, nr. 63. 64. 65. 66.

—— an den Herrn Geheimderath und Minister
v. B. nr. 102.

—— an den Grafen M. v. B. nr. 13. 15. 16. 18.
19. 20. 23. 25. 27. 29. 31. 33. 35. 37.
38. 41. 43. 47. 48. 49.

Graf M. v. B. an Gellert, nr. 14. 17. 21. 22. 24.
26. 28. 30. 32. 34. 36. 39. 40. 42.
44. 45. 46.

Gellert an den Herrn Hofrath von B** nr. 122.

—— an v. Cronegk, nr. 4. 7. Anhang, nr. 1. 2.
3. 4. 5.

Cronegk an Gellert. nr. 3. 5. 6.

Gellert an Herrn Doktor* nr. 116.

—— an Herrn S** nr. 101. 123. 124.

—— an ungenannte Freunde. nr. 8. 55. 57.
182. 183. 184. 185. 186. 187. 188.
189. 190. 191. 192. 193.

—— an ungenannte Freundinnen, nr. 1. 52. 53.
54. 68. 71. 74. 75. 76. 77. 93. 143.
145. 147. 159. 163. 170. 174. 179. 181.
Freunde,

Freunde, ungenannte, an Gellert, nr. 194. 195.

Freundinnen, ungenannte, an Gellert, nr. 92. 144.

146. 148. 160. 161. 162. 164. 165.

166. 167. 168. 169. 171. 172. 173.

175. 176. 177. 178. 180.

Gellert an den Grafen** nr. 61. 108. 115.

—— an die Frau Gräfinn nr. 20. 73.

—— an einen Geistlichen der römischen Kirche
in Böhmen. nr. 95.

—— an G* nr. 127. 128.

—— an Madame G* nr. 125.

G* an Gellert, nr. 126. 129.

Gellert an Herrn Z** nr. 9.

—— an Zäfeler. nr. 72.

—— an Herrn von Zagedorn. nr. 110.

Herr von Zagedorn an Gellert, nr. 111.

Gellert an Herrn Hofrath Seyne. nr. 112.

Herr Hofrath Seyne an Gellert. nr. 113.

Gellert an Madame Seynin. nr. 121.

—— an den Herrn Hofrath* nr. 56. 62.

—— an Herrn von K* nr. 131.

—— an Kästner. nr. 119.

Kästner an Gellert. nr. 120.

Gellert an Herrn L* nr. 106.

—— an den Grafen M* nr. 160.

P. Meinhard an Gellert, nr. 199.

Gellert

Gellert an einen preussischen Officier in Schlesien.
nr. 50. 51.

—— an einen jungen Officier bey der Abreise zu
seinem ersten Feldzug. nr. 90. 91.

—— an den Herrn Pastor** nr. 105.

—— an Herrn von R** nr. 78. 79. 80. 81. 82.
83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 114.

—— an den Professor S** nr. 2.

—— an verschiedene Unbekannte. nr. 10. 60. 67.
94. 97. 104. 107. 117. 118. 130. 132.
134. 136. 138. 140. 142. 149. 151.
152. 154. 155. 156. 158.

Unbekannte an Gellert. nr. 133. 135. 137. 139.
141. 150. 153. 157.

Gellert an den Herrn Baron v. Z. nr. 11.



Wohl dem Herrn, dem höchsten Richter in Göttingen.

an dem hohen Richter Herrn Dr. Johann

Wolff, den 17ten März 1771.

an dem hohen Richter Herrn Dr. Johann

Wolff, den 17ten März 1771.

an dem hohen Richter Herrn Dr. Johann

Wolff, den 17ten März 1771.

an dem hohen Richter Herrn Dr. Johann

Wolff, den 17ten März 1771.

an dem hohen Richter Herrn Dr. Johann

Wolff, den 17ten März 1771.

an dem hohen Richter Herrn Dr. Johann

Wolff, den 17ten März 1771.

Wohl dem Herrn, dem höchsten Richter in Göttingen.

an dem hohen Richter Herrn Dr. Johann

Wolff, den 17ten März 1771.

an dem hohen Richter Herrn Dr. Johann

Wolff, den 17ten März 1771.

an dem hohen Richter Herrn Dr. Johann

Wolff, den 17ten März 1771.

an dem hohen Richter Herrn Dr. Johann

Wolff, den 17ten März 1771.

an dem hohen Richter Herrn Dr. Johann

Wolff, den 17ten März 1771.

an dem hohen Richter Herrn Dr. Johann

Wolff, den 17ten März 1771.

an dem hohen Richter Herrn Dr. Johann

Wolff, den 17ten März 1771.

an dem hohen Richter Herrn Dr. Johann

Wolff, den 17ten März 1771.

an dem hohen Richter Herrn Dr. Johann

Wolff, den 17ten März 1771.

